

## Editorial

Ein Redakteur des örtlichen Freien Radios kontaktierte die Redaktion kürzlich mit folgendem, in voller Länge wiedergegebenem Anliegen: „Habt ihr nicht mal Lust zu uns ins Studio zu kommen? Ich meine das Ernst!“ Auf die Frage, um was es eigentlich ginge, was wir in diesem Studio sollten, und ob es wenigstens Kaffee und Pizza gäbe, antwortete der Starreporter neben der Bekanntgabe einiger persönlicher Lebensumstände in einem etwas eigenwilligen Satzbau folgendes: „Natürlich über eure Zeitschrift sprechen. Also warum ihr das tut, was ihr damit erreichen wollt und natürlich warum ihr Halle liebt und so toll findet?“ Uns widerstrebte, darauf ernsthaft zu antworten, weshalb wir es vorzogen, den Kontakt zu beenden. Doch der Mann war hartnäckiger, als wir zunächst annahmen („Wie sieht es denn bei euch aus? Nächsten Montag 9:15 Uhr bei Radio Corax?“), was uns dazu bewegte dann doch etwas ausführlicher zu antworten:

„Wir hatten eigentlich gehofft, dass Du es nach unserer Nicht-Reaktion auf Deine letzte Anfrage auf sich beruhen lässt. Da Du ansonsten möglicherweise keine Ruhe gibst, hier doch noch eine Antwort:

Man kann eine Zeitschrift ansehen, man kann sie lesen, man kann über einzelne Artikel diskutieren – aber über eine Zeitschrift ‚sprechen‘ oder ‚berichten‘, wie wir es in Deiner Sendung tun sollen, ist etwa so sinnvoll wie die einschlägigen Sendungen, in denen Alfred Biolek über sein neues Kochbuch berichtet, Bully Herbig seine aktuelle CD in die Kamera hält oder Sara Kuttner darüber zu informieren versucht, dass sie wider Erwarten in einer

Schule war und das ABC nicht ganz verschlafen hat. Soll heißen: Das Ziel einer Zeitschrift erschließt sich aus ihren Texten. Alles andere erinnert an die berühmtesten Friend-Books, in denen sich Halbwüchsige über ihr Lieblingessen, ihr Haustier oder ihren Schwarm berichten: Die Mädchen träumen ein bisschen von ‚la dolce vita‘, einem netten ‚Boy‘ oder ‚Romance‘; die Jungs geben den Albernern und schmieren das Heft mit Witzchen voll. Eröffnet sich das Ziel einer Zeitschrift nicht über ihren Inhalt, dann ist sie entweder schlecht gemacht. (Aufgrund unseres gesunden Selbstbewusstseins und der einschlägigen Hate-Mails von empörten Hallensern, nationalen Linken, Nazis, Kommunistenfressern, Zivilisationsfeinden usw. – von Leuten also, die unser Ziel durchaus richtig verstanden haben –, schließen wir diese Möglichkeit allerdings aus.) Oder es liegt am Leser. Für die ganz Dummen haben wir unsere Ambitionen dementsprechend sicherheitshalber in der ersten Ausgabe der Bonjour Tristesse ein erstes und letztes Mal zusammengefasst. Du kannst es gern auf unserer Homepage nachlesen.

Wir stehen mit anderen Worten nicht für ein Interview ‚über‘ die Bonjour Tristesse zur Verfügung. Zu einem Gespräch über einzelne Artikel, Artikelfolgen usw. sind wir und unsere Autorinnen und Autoren allerdings durchaus bereit. Aber auch hier gibt es eine Einschränkung: nicht mit Dir. Der Grund: Zu einem Radiogespräch gehört nicht nur ein gewisses Maß an Vorbereitung (Stichwort: Lesen der Selbstverständniserklärung seiner potentiellen Interviewpartner), sondern auch an Professionalität. Und diese Professionalität ist eben nicht gegeben, wenn man, wie Du in Deinem Interview mit dem ‚Bahamas‘-

Redakteur Justus Wertmüller, Deinen Gegenüber als ‚wirr‘ bezeichnest und ihm im Nachhinein per Internet-Forum und Blog mitzuteilen versuchst, dass Du seine Aussagen für ‚gequirlte Sch\*\*\*\*‘ hältst. Das heißt nicht, dass wir nur mit Leuten sprechen wollen, die hundertprozentig teilen, was in der Bonjour Tristesse steht. Aber wer sein Mitteilungsbedürfnis über das, was in seinem Bauch oder in seinem Rückenmark vorgeht, so wenig unter Kontrolle hat wie Du; wer seinen bauchlinken Freunden jenseits aller professionellen Selbstbeschränkung also unbedingt signalisieren muss, dass er einer von ihnen ist, der kommt für uns nicht als Gesprächspartner, sondern allenfalls als Gegenstand der Kritik in Frage.

Mit freundlichen Grüßen,  
Bonjour Tristesse“.

### In dieser Ausgabe u.a. mit folgenden Artikeln:

- » Unzucht mit Unmündigen. Jörg Folta.
- » Rainin' in Paradise. Melanie Hübner.
- » Zwölf Ratschläge für den Agitationserfolg – Eine kurze Anleitung für ambitionierte linke Multiplikatoren. Johannes Arnold.
- » Es geht um Israel (Teil 2). Philipp Lenhard.
- » Einer von hier. Sören Pünjer.
- » Der Skandal, der keiner war. Andreas Reschke.
- » Interview mit Steffen Andersch über das Urteil im Oury-Jalloh-Prozess.

Darüber hinaus gibt es unter The same procedure ... wie immer eine Anthologie des alltäglichen Wahnsinns in der Provinz. Viel Vergnügen.

## UNZUCHT MIT UNMÜNDIGEN

Im sachsen-anhaltischen Zerbst (zwischen Dessau und Magdeburg) traf das RTL-2-Format „Frauentausch“ auf seine Klientel: einen Lynchmob aus Anwohnern, Stadtverwaltung und Lokalpresse.

„Unzucht mit Unmündigen“ – so bezeichnete Anfang der 90er Jahre der Journalist Hans Zippert die unappetitlichen Ereignisse rings um die sogenannte Wende, die Heimholung der Ostdeutschen, das Hin und Her von Demütigung und Beleidigung, von Größenwahn und Abgreife. Dem Gieren und Grapschen folgten Depression, Apathie, Regression, Selbst-

hass und Aggression. Diese richtete sich keinesfalls nur gegen das Nicht-Deutsche: Die Front verlief zwischen Bürgerbewegten und „Stasisverbrechern“, zwischen Schrebergartennachbarn und natürlich zwischen Ost und West.

Das alles ist heute, was es damals war: Folklore und so egal, wie Geschichte nur sein kann. Vom Hass der Einheimischen

aufeinander aber lebt noch immer die halbe Medien-Branche mehr oder weniger gut. So auch die Sendung „Frauentausch“, eine erfolgreiche RTL-2-Produktion, deren Gegenstand die Inszenierung eben dieses Frontverlaufes ist.

Die Dramaturgie von „Frauentausch“ besteht in der Konfrontation unterschiedlicher Milieus. Mütter wechseln für eine Woche ihre Familien und zeigen, wie es um ihre Fähigkeiten bestellt ist, eine fremde Familie zu managen – letztlich geht es immer irgendwie um Reinlichkeit, Kindererziehung und wieder Reinlichkeit. Und so trifft Ost auf West,

arm auf reich, dumm auf klug, Laissez-fair auf harte Hand usw. usf.

Im Januar war das Format bei der Harz-IV-Familie Leps im sachsen-anhaltischen Zerbst zu Gast. Die Zerbster Tauschmutter Yvonne verbrachte ihre Tage essend vorm Fernseher, der Familienvater war ganz offensichtlich arbeitsunwillig („Bandscheibenvorfall“), die im Haus wohnende Mutter scheinbar auch vor ihrer Demenz grenzdebil, Erziehungsberechtigter des gemeinsamen Kindes war der Fernseher und selbiges trotz des Alters von sechs Jahren kaum artikulationsfähig, die Kamera streifte durch verlassene wie verwahrloste Zerbster Straßenzüge ... Wäre da nicht die Gewissheit, es bei der RTL-2-Redaktion mit einem besonders ekligen Schlag von Medienmenschen zu tun zu haben, hätte man seine Freude am Spiel mit dem seit 19 Jahren bewährten Stereotyp der unansehnlichen, von Selbsthass und Depression zerfressenen Zonis gehabt – schon allein deswegen, weil man immer irgendwie einen empörten Peter Sodann oder Pfarrer Schorlemmer vor Augen hat, wenn dem Ostdeutschen mal wieder zugesetzt wird.

Auf der anderen Seite die Hamburger „lebenslustige Mini-EU-Familie aus dem hohen Norden“ (RTL-2-Kommentar), bestehend aus polnischer Mutter, Sohn und französischem Lebensgefährten und von RTL 2 quasi als die Verkörperung der zivilisierten Welt vorgesehen. (Pikanterweise waren Mutter und Sohn Islamkonvertiten und der Grund, dass die Sendung später auf [www.muslima-aktiv.de](http://www.muslima-aktiv.de) diskutiert wurde.)

Der nun folgende Clash of Cultures hielt, was die Ausgangskonstellation versprach. Polin und Ostmann gerieten schnell aneinander, letzterer wurde am Ende offenbar vom Kamerateam abgehalten, handgreiflich zu werden. Ostfrau versagte angesichts der Zumutungen urbanen Lebens, verwechselte beim Einkauf Zwetschgen mit Schalotten, polnisch mit chinesisches und diente letztlich nur der Blamage ihrer Gastfamilie. Nach einer Woche Dreh bzw. einer Stunde Sendezeit war der Spaß vorbei.

Soweit, so blöd. Doch in Zerbst gab man sich mit dem Bild, das von der Stadt und ihren Einwohnern gezeichnet wurde, nicht zufrieden. Was nun folgte, war das bekannte Reaktionsmuster einer ostdeutschen, archaischen Gemeinschaft auf die Konfrontation mit ihrer eigenen Welt; das Ganze mit dem üblichen Personal: einem FDP-Bürgermeister (ohne den geht's scheinbar wirklich nicht mehr), dem Lynchmob und einer Lokalpresse, die seit je gewohnt ist, den Platz zwischen Kleinanzeigen und Fahrrad-diebstahlmeldungen mit affirmativem und reaktionärem Dreck vollzuschmie- ren und zum 100sten Mal den Beweis an-

zutreten, dass bürgerliche Öffentlichkeit den Sprung über die Elbe nie geschafft hat.

Eine Woche nach der Ausstrahlung der Sendung und etlichen empörten Leserbriefen in der Zerbster Regionalausgabe der „Volksstimme“ versammelte sich eine Menschenmenge von 50, laut Presse jugendlichen Personen vor dem Haus der Frauentausch-Familie und warf mit Eiern und Flaschen. Ursache der Empörung des leserbriefschreibenden wie randalierenden Mobs – der sich in den nächsten zwei Wochen nahezu allabendlich in bis zu 100-köpfiger Stärke zusammenrottete – war das schlechte Bild seiner Heimatstadt Zerbst, das die Sendung und mithin Familie Leps vermittelt hatten. Die Westmedien waren nicht vor Ort, und so wurde der Unmut an einem der ihren ausgelassen. Sekundiert und angeheizt wurde der Mob von Bürgermeister Helmut Behrendt und der Lokalpresse, deren Aufruf nach Mäßigung als bloße Attitüde erschien. Behrendt äußerte gegenüber „Spiegel-Online“, er sei „entsetzt über die Macher der Sendung. Die sollten sich schämen! [...] Der Westen soll schlau und schön rüberkommen, und der Osten dumpf und grau. [...] Wir hatten ja schon mal so eine Sendung hier, wo ein Restaurant auf Vordermann gebracht werden sollte. Da kommen dann die Retter aus den alten Bundesländern und sorgen für Ordnung, Sauberkeit und Schlift.“ In der Tat hatte Behrendt von einem Zerbster Restaurantbesitzer, der von den „Kochprofi“ von RTL 2 besucht worden war und in diesem Zusammenhang geäußert hatte, er wolle, dass das „Nest aus seinem Schlaf erwacht“, eine öffentliche Entschuldigung verlangt.

In der „Volksstimme“ und der „Mitteldeutschen Zeitung“ stand in den Wochen nach der Ausstrahlung somit vor allem RTL 2 am Pranger, das sich nun von seiner eigenen Hauptzielgruppe mangelndes Niveau unterstellen lassen musste. Das dem Bürgermeister so wichtige „Ansehen Zerbsts“, d.h. die Lebenslüge des Kollektivs, dem er vorsteht, ist alles, was dieser wie auch anderen von Zivilisation verlassenen ostdeutschen Einöden bleibt – das einzige, was inmitten des Vakuums gesellschaftlichen Falls Identität stiftet. Und so wurden die allabendlichen Krawalle auch von denen gestoppt, die das letzte Refugium von Gesellschaft in der Provinz darstellen: der Polizei.

Aus der Verbitterung über die eigene, ausweglose Situation wird Lokalpatriotismus. War dieser lange Zeit der kleine, behinderte Bruder des Nationalismus, scheinbar harmlos in seiner Erscheinung zwischen Trachtenfest, Umweltgruppe und Lokalsport, so zeigt sich zunehmend sein aggressives Potenti-

al. Mob, Lokalpolitikchergen und Lokalpresse sind ebenso selbstverständlich Teil dieser Anarchie der Volksgemeinschaft, wie sie auch gemeinsam gegen jene vorgehen, die beabsichtigt oder versehentlich aus diesem Kollektiv herausfallen.

So war es nur folgerichtig, dass der Dessauer MZ-Kommentator Matthias Bartl – der seine nicht minder triste Heimatstadt vermutlich ebenfalls verunglimpft sah – unter der Überschrift „Die Einöde im Kopf“ (kein Witz) die „sonst so gelassenen Zerbster“ ankumpelte: Sie hätten derlei Aufregung doch gar nicht nötig. „Was juckt es eine Eiche, wenn sich die Schweine an ihr wetzen ... Die Einöde liegt nicht hier. Sie liegt zu allererst in den Köpfen der Leute, die sich solchen Schmarrn ausdenken.“

Die fast zwei Wochen andauernden Krawalle waren – wenn nicht in ihrer drastischen Äußerung, so doch in ihrer Haltung – so alltäglich, dass moralische Empörung nicht taugt, ihnen zu begegnen. Die hierfür zuständige Zivilgesellschaftsclique war allerdings in Zerbst dennoch nicht anzutreffen. Da es sich bei den Demonstranten nicht um augenscheinliche Nazis handelte und demzufolge das ganze Drama der Statistik nicht dienlich war, begrenzte sich die überregionale Wahrnehmung der Ereignisse auf die Onlineausgaben von „Spiegel“ und FAZ.

**JÖRG FOLTA**

*Die vollständige Sendung findet man bei [YouTube.com](http://YouTube.com).*

## RAININ' IN PARADISE

*Das Soziokulturelle Zentrum „Reilstraße 78“ in Halle ist das (bis heute) letzte Haus in der Bundesrepublik, das nach seiner Besetzung einen Nutzungsvertrag erhielt. Im Sommer feiert es sein achtjähriges Bestehen. Melanie Hübner blickt zurück und gratuliert im Vorfeld schon einmal mit einem Nachruf.*

Als Anfang 2001 nicht viel mehr als eine handvoll notorischer Aktivisten das seit einigen Jahren leer stehende Kinderheim in der Reilstraße 78 mit dem Ziel besichtigte, es einige Monate später zu besetzen und in ein Soziokulturelles Zentrum zu verwandeln, war die Stimmung euphorisch. Tatsächlich waren die bis dahin bestehenden linken Projekte „Ludwigstraße 37“ (besser bekannt als „VL“), „GiG“ usw. für jüngere Linke unattraktiv. Ins „GiG“ ging man schon damals nur, wenn man am nächsten Tag keine wichtigen Verabredungen hatte, denn der hauseigene Gestank hielt sich

an der Kleidung mehrere Tage. Die Bewohner der „Ludwigstraße 37“ traten mehrheitlich ihren wohlverdienten Straßenkämpferhustand an, richteten es sich hübsch ein und warteten bei gesundem Essen und Landbier bis heute auf bessere Zeiten. Und auch in die Hinterzimmer des linken Programmkinos „La Bim“ wurde zu jener Zeit nur Eingeweihten Einlass gewährt. Raum für neue Projekte – was auch immer diese in linken Kreisen so beliebte Chiffre im Einzelnen auch bedeuten mag<sup>1</sup> – musste sich jedenfalls anderswo gesucht werden. Auch wenn die Platzhirsche der örtlichen Antifa frühzeitig Skepsis hinsichtlich Sinn und Durchführbarkeit anmeldeten, waren der Enthusiasmus und der personelle Zulauf in der ersten Zeit nach der Besetzung ungebrochen. Der Slogan „Subkultur braucht Freiraum“ war für die erste Generation der Reilstraßen-Crew das, was für die 68er die Losung „Ho Ho Ho Chi Minh“ war: Glaubensbekenntnis und Durchhalteparole zugleich.

#### Come as you are

Doch schon einige Zeit später, die Legalisierungs- und Nutzungsverträge mit der Stadt waren unterzeichnet, die Wände, wie in linken „Freiräumen“ üblich, möglichst bunt und geschmacklos bemalt, und die ersten Auseinandersetzungen über Belanglosigkeiten begannen, verkehrte sich der Leitsatz der ersten Stunde in sein Gegenteil. Mit der Aussage „Freiraum bracht Subkultur“ sollte nun für einen nachhaltigen Bezug der leeren Räume gesorgt werden, ohne dass auch nur irgendwer bemerkte, dass damit der unfreiwillige Beweis für den ideologischen Charakter der ursprünglichen Proklamation geliefert wurde: Der „Freiraum“ begab sich auf die Suche nach der Subkultur, die ihn doch angeblich zu ihrem eigenen Gebrauch besetzt hatte. Tatsächlich wurde das Haus zunehmend zum Anlaufpunkt für Leute, die sich dem kapitalistischen Normalwahnsinn aus unterschiedlichsten Gründen nicht gewachsen fühlten und auf der Suche nach Nestwärme und einer besseren Welt in der Reilstraße 78 ihren Lebensmittelpunkt errichteten. Das „Räderwerk, zu welchem sich das gesellschaftliche Gefüge verhärtet“, so erklärte Wolfgang Pohrt einen solchen Magnetismus in einem seiner frühen Aufsätze, treibt „die zermahlenden und ausgestoßenen Einzelnen in die suchtartige Verfallenheit an die Gruppe“.<sup>2</sup>

Das kollektive Gerede von „Basisdemokratie“ und „Freiraum“, der, so stellte man sich das vor, am Gartenzaun beginnen sollte, konnte jedoch nur schwerlich überdecken, dass sich aufgrund von Alter, Erfahrung und Grad des Engagements selbstverständlich Hierarchien manifestierten. Anstatt sich das einzu-

gestehen und vernünftige Regelungsmechanismen und Verfahrensweisen zu schaffen, die dies berücksichtigen, hielt man jedoch – gemäß des Gründungskonsenses – um so vehementer an den zur Lüge mutierten Schlagworten von Hierarchiefreiheit, Gleichberechtigung und Basisdemokratie fest. Die Unfähigkeit zur Selbstreflexion ist zwar ein im Freiraummilieu häufig anzutreffendes Phänomen, in der Reilstraße 78 scheint es jedoch auf noch fruchtbareren Boden gestoßen zu sein als anderswo. Dies und die bereits erwähnte Tendenz zur Überidentifikation mit „dem Projekt“ – wo Führungsrollen weder kontrolliert noch durch bestimmte Verfahren verändert werden können, tritt an die Stelle von Aushandlung das Wechselspiel von Loyalität und Putschversuch –, führte letztlich dazu, dass Entscheidungen despotische Züge annahmen und damit autoritärer durchgesetzt wurden als die weihnachtlichen Betriebsferien in jedem Familienunternehmen:<sup>3</sup> Der Urlaub des einen wurde abgewartet, um bestimmte Entscheidungen durchzusetzen, welche dann wenig später – bei Abwesenheit des anderen – wieder rückgängig gemacht wurden. Es ist überflüssig zu erwähnen, dass Wutausbrüche damit notwendig zum regelmäßigen Rahmenprogramm der linken Lebensfreude wurden. Dieses Verhalten zeigt vor allem eines: wie sehr man sich gegenseitig hasst, sich wechselseitig das Leben zur Hölle macht und dabei nicht einmal bemerkt, dass das Leben „da draußen“ möglicherweise netter ist als der Horror, den man sich gegenseitig im „selbstverwalteten Freiraum“ verschafft. Pohrt dazu: „Die Flüchtlinge laufen [in diesem Freiraum] exakt den Verhältnissen in die Arme, denen zu entkommen sie trachteten: stumpfsinnige Arbeit und Langeweile, Reglementierung und Kontrolle, Verdummung und Behinderung, Konformitätsdruck und Zankerei, Selbstpreisgabe des eigenen Verstandes und Unterwerfungsrituale als Preis dafür, geduldet zu werden. Der Unterschied ist nur, dass das, was sonst anonyme Instanzen und unpersönliche Kräfte den Menschen antun, sie in der Gruppe einander selbst zufügen.“<sup>4</sup> Dies nicht wahrhaben zu wollen oder sich diese Gedanken nicht zu erlauben – das Verdrängen und das Ignorieren also –, hat einen einfachen Grund: Das Gerede von „Freiräumen“ und die damit einhergehende Illusion, sich mittels eines Gartenzaunes von der bösen Welt da draußen abgrenzen und sich durch die „Stärkung eigener Strukturen“ – so die immergleiche Phrase von Berlin bis Barcelona – vom Kapitalismus emanzipieren zu können, wird tatsächlich geglaubt. Das winterliche Frieren im hölzernen Bauwagen wird nicht nur als „radical chic“ begriffen, sondern als

ernst gemeinte Gesellschaftskritik verstanden. Das Sammeln von vergammeltem Blumenkohl aus Supermarktmülltonnen (das berühmte „Containern“) ist kein Hinweis auf gesellschaftliche Missstände, sondern gilt als subversiver Akt und erster Schritt in Richtung „befreite Gesellschaft“. So wird mit einer erheblichen Verdrängungsleistung aus der Not, die zahlreiche Menschen tatsächlich erleiden müssen, eine Tugend gemacht. Unfähig, selbst die einfachsten Banalitäten zur Kenntnis zu nehmen – nämlich, dass man, egal wie rebellisch man sich auch immer geriert, selbst genauso „im System“ steckt wie jeder andere auch –, wird das alternative Leben, das höllische Paradies, das man sich herbeihalluziniert, allenfalls zur Selbsthilfegruppe für Ausstiegswillige.

#### Über sieben Brücken musst du geh'n

Den siebten Geburtstag des linken Selbstfindungsprojektes „Reilstraße 78“ im vergangenen Jahr nahmen die „Betreiber“ zum Anlass, um in einem selbst produzierten Heft („7 Jahre Reil 78 – und immer noch mehr als nur Party“) „einmal richtig über all das nachzudenken, was hier in den letzten Jahren gelaufen bzw. nicht gelaufen ist, um eine Art Zwischenbilanz zu ziehen“.<sup>5</sup> Beim Lesen der einzelnen Artikel hatte man das Gefühl, einer Dauerbeerdigung beizuwohnen, so sehr war darin vom Abschied die Rede. So „gingen“ zuerst jene, die in den Verhandlungen mit der Stadt einen Pakt mit dem Teufel erkannten. Kurz darauf die, die „offensichtlich nicht verstanden hatten, worum es in diesem Projekt geht“. Gemeint waren Punks, deren „Aktivitäten sich auf saufen, kaputtmachen und vollmüllen beschränkten“. Es „gingen“ noch diese und jene, und zuletzt waren es – neben der „Mobilen Beratung für Opfer rechter Gewalt“ – wohl die „Antideutschen“, die die heiligen Hallen verließen. Die Erklärung im genannten Heft liest sich folgendermaßen: „Die provokant formulierten Thesen und Schlussfolgerungen der von der Gruppe ‚no tears for krauts‘ organisierten Veranstaltungen konnten [...] von fast keine der regelmäßig am Plenum teilnehmenden Personen geteilt werden.“ Den „Antideutschen“ wurde daraufhin ein für politische Gruppen gedachter „Antifa-Cent“ – ein kleiner Aufschlag auf den regulären Eintritt – gestrichen; Veranstaltungen, wie z.B. zur Kritik der Tierrechtsbewegung, wurden verboten. Nur vordergründig selbstkritisch dazu das erwähnte Jubiläumshäft: „Somit fand das erste Mal in der Geschichte des Projektes eine Zensur statt, die nichts mehr mit politischem Meinungs austausch zu tun hatte und letztendlich auch zum Fernbleiben der Gruppe ‚no tears for krauts‘ führte.“ Vielmehr wird selbst in diesem



Text wieder auf die alten Lügengebäude zurückgegriffen, die, je öfter sie weiter erzählt, umso glaubwürdiger werden. So wird u.a. behauptet, in Vorträgen der AG „no tears for krauts“ seien „alle Punks als Antisemiten“ und „alle Tierrechtler als Nazis“ bezeichnet worden. Eine infame Behauptung, die selbstverständlich niemand getroffen hat, die sich im kollektiven Gedächtnis der Reilstraße jedoch soweit verankert hat, dass niemand mehr den Wahrheitsgehalt angezweifelt. Dieses tief sitzende Ressentiment dient dazu, noch enger zusammenzurücken. „Der Gewinn der Nähe [...] ist allerdings nur um den Preis des Verlusts der Fähigkeit möglich, die fernen Ursachen jemals zu begreifen.“<sup>6</sup> Seitdem ist zumindest Ruhe eingekehrt. Gab es vorher immer wieder Auseinandersetzungen um Vortragsveranstaltungen oder Partys von Gruppen, „die sich selbst als antideutsch bezeichneten oder dieser politischen Richtung sehr nahe standen“, hat man sich seitdem scheinbar darauf verständigt, sich von politischer Bildung oder – noch schlimmer – Kritik gänzlich fernzuhalten und Erkenntnisgewinn allenfalls beim täglichen Blick in die Sternburgflasche zu erlangen.

#### D.I.Y.

Insbesondere ein Ideologem, das sich bis zum heutigen Tag durch die Geschichte der „Reilstraße 78“ zieht, hat – neben den üblichen persönlichen Reibereien – den Niedergang beschleunigt: das so genannte D.I.Y. („Do It Yourself“). Das in den 1960er und 1970er Jahren entstandene D.I.Y. war, wie der einschlägigen Wikipedia-Seite zu entnehmen ist, „als entgegengesetzte Haltung zum Konsumenten, Verbraucher oder Zuschauer gedacht“. Die reinen „Konsumenten“, also jene, die aus Zeitgründen, aus Desinteresse oder sonstigen Motiven nichts anderes tun, als Eintrittsgelder zu bezahlen und Getränke einzunehmen, sind den D.I.Y.-Jüngern – und damit der Mehrheit der Besetzer- oder Nutzerszene – seit jeher suspekt. Man sieht in ihnen gänzlich lästige Wesen, die sich nicht benehmen können und später an den Zaun kotzen. Selbst nach sieben Jahren Reil-78-Historie, in denen offenkundig geworden ist, dass weder das ewige Hoffen noch das Verbreiten schlechter Laune andere zu einem Engagement anregen kann, und nach denen vielmehr ein Einsehen in die Notwendigkeit einer vernünftigen Verwaltung des Hauses angezeigt wäre, beklagen sich die Betreiber – an Erfahrungsresistenz kaum zu überbieten – noch immer darüber, von anderen „als eine Art Dienstleister“ angesehen zu werden. Das absurde Hoffen, dass jemand, der am Abend zu einem Konzert kommt, am nächsten Morgen die Klos reinigt, hat sich seit dem ersten

Tag an der Realität blamiert. Der unausgesprochene und bis heute nie geklärte Anspruch, der Besucher möge gleichzeitig Veranstalter und Konsument sein, führte relativ rasch zu einem hohen Maß persönlicher Frustration, die von jedem zu spüren ist, der unbedarft ein Bier am Tresen einnimmt. Die feindliche Grundhaltung gegenüber all jenen, die mit ihren Ausgaben den Kulturbetrieb notwendig am Laufen halten, sich aber weder um die nächste Kohlenlieferung, noch um das Verschneiden des Himbeerbusches kümmern wollen, führte genau zum Gegenteil des vorgeblich Gewollten: Die „Reilstraße 78“ wurde verständlicherweise von immer weniger Leuten frequentiert. Wer will sich schon von griesgrämigen, frustrierten alten Männern, deren Lebensinhalt offenkundig darin besteht, Kronkorken zu entfernen und die Besucher des gegenüberliegenden Zoos zu zählen, den Tag verderben lassen? Oder stundenlange Plena und sich über Wochen hinziehende Diskussionen ertragen, die sich mit der Frage beschäftigen, an welcher Stelle genau ein Kickertisch stehen soll?

Ganz im Sinne des D.I.Y. werden Veranstaltungen, die auf dem Gelände der „Reilstraße 78“ stattfinden, aber der reinen Bespaßung dienen – gemeint ist hier vor allem der sich auf dem Gelände befindliche Electro-Club „Chaiselongue“ –, verteuert. Partys also, auf denen man am Tresen ein freundliches Lächeln und nicht die Einladung zum Arbeitseinsatz präsentiert bekommt. Dahinter verbirgt sich jedoch nicht nur die Ablehnung des Konsumverhaltens oder des abscheulichen Umstands, dass „Personal teilweise bezahlt“ wird, anstatt sich, so will es der D.I.Y.-Wahn, selbst auszubeuten. Lust und Genuss stehen vielmehr konträr zur Entsagungsideologie und dem Werkelzwang des D.I.Y. Dies führt nachvollziehbarerweise zu Frustrationen, die sich irgendwann entladen müssen. So ging – um ein Beispiel anzuführen – vor einiger Zeit eine Person aus dem Umfeld der „Reilstraße 78“ mit einer Axt bewaffnet scheinbar grundlos auf friedlich Feiernde los. (siehe Bonjour Tristesse 3/2007)

#### This is the end

„Das Haus“, wie es lange Zeit von vielen Nutzern schlicht genannt wurde, unterscheidet sich heute kaum noch von Schuppen wie dem Leipziger „Zoro“, dem Berliner „Zielona Gora“ oder dem – kürzlich von der Polizei geräumten – Erfurter „Besetzten Haus“. Es herrscht der typische Sumpf der bundesdeutschen Hausbesetzerszene. Mit einem Musikprogramm, bei dem jeder auf seine Kosten kommt, der Klängen von Crust-, Emo- und Grindcore anhängt. Mit an Corporate Identity erinnernden Dresscodes

(denn soviel hat man vom Kapitalismus dann doch gelernt), mit dem man sich selbst im hintersten Winkel Indiens als Mitglied der „Szene“ zu erkennen gibt. Und dem bis zur Unerträglichkeit angepissemem „Do-it-Yourself“-Quatsch, der sich vom sinnlosen Herumbasteln des Papas in der Hobbywerkstatt kaum unterscheidet und im autarken Leben in einer Waldhütte seine höchste Form findet. Man reiht sich in eine im Gestus und Habitus gleichgeschaltete Herde ein, deren vorgebliche Individualität sich in unterschiedlicher Buttonanordnung am obligatorischen schwarzen Zwirn erschöpft und in der notwendig ein Unbehagen aufkommt, wenn jemand dem üblichen Erscheinungsbild nicht entspricht. Auch in Halle hat sich die so genannte Szene damit zu Gunsten jener Strömungen entwickelt, die ihr Heil im bauchlinken Da-sein und in pubertärer Widerständigkeit suchen. Viele der vor acht Jahren an der Besetzung Beteiligten haben sich mittlerweile aus dem Projekt zurückgezogen. Ein langjähriger Unterstützer äußerte sich gar so, dass es „konsequent wäre, das Haus an die Stadt zurückzugeben und sich das Scheitern einzugestehen“, denn von den Plänen, die es am Anfang gegeben habe, werde gegenwärtig weder etwas umgesetzt, noch sei Änderung in Sicht.<sup>7</sup> Tatsächlich spräche zumindest eines dafür: Nimmt man die häufig im Haus zu findenden handgeschriebenen Zettel ernst, auf denen sich immer wieder über Verschmutzungen, Müllberge oder ähnliche Missstände beschwert wird, wird man einen Eindruck nicht los: Es gefällt den „Betreibern“ dort selbst nicht mehr.<sup>8</sup>

MELANIE HÜBNER

#### Anmerkungen:

- 1 In der Regel ist damit nicht viel mehr als der Versuch gemeint, unter als „Selbstverwirklichung“ getarnter Selbstaubeutung anderen mittels vegetarischer Suppenküchen, Filmabenden über Tierleid oder Inforeveranstaltungen über „anarchistische Strukturen in Moskau“ (kein Scherz!) die eigenen Glaubenssätze nahe zu bringen.
- 2 Wolfgang Pohrt: Die Produktion des Charismas in der therapeutischen Gemeinschaft, in: ISF (Hrsg.): Die Diktatur der Freundlichkeit, Freiburg 1984.
- 3 Ein Beispiel: Entgegen eines Plenumsbeschlusses, an welcher Stelle ein neuer Kickertisch stehen solle (sic!), wurde der Tisch kurz darauf über Nacht mit Spezialwerkzeug am Boden befestigt. Autoritärer geht's kaum.
- 4 Wolfgang Pohrt: ebd.
- 5 Alle weiteren, nicht anders ausgewiesenen Zitate stammen aus diesem Heft.
- 6 Wolfgang Pohrt: ebd.
- 7 Ich danke Manfred Beier für den Hinweis.
- 8 Eine kleine Hoffnung bleibt dennoch: Vielleicht ist es durch den gegenwärtig einsetzende Nachrücken jüngerer Leute möglich, etwas anderes zu schaffen als einen Rückzugsraum, dessen Nutzer zu nicht viel mehr in der Lage sind, als den gesellschaftlichen Verblendungszusammenhang zu verdoppeln. Dafür wäre jedoch erheblich mehr notwendig, als das bloße Auswechseln des Personals, das durch sein Handeln dafür gesorgt hat, dass Reilstraße 78 und Gesellschaftskritik heute soviel miteinander zu tun haben wie Malzkaffee mit italienischem Espresso.

# ZWÖLF RATSCHLÄGE FÜR DEN AGITATIONSERFOLG – EINE KURZE ANLEITUNG FÜR AMBITIONIERTE LINKE MULTIPLIKATOREN

*Jeder linke Multiplikator kennt diese schwierige Situation: Da hat man sich über Jahre hinweg mühselig das Wissen linker Gesellschaftskritik angeeignet, ist durch die „Eiswüste der Abstraktion“ gegangen und steht schließlich vor der komplexen Frage: Wie soll man anderen die eigene Kritik einerseits schmackhaft und andererseits verständlich machen? Möglichkeiten inhaltlicher Vermittlung gibt es schließlich viele. Doch welche Strategien und Handlungsoptionen sind es, die zum optimalen Agitationserfolg führen? Tatsächlich lassen sich durch das Befolgen bestimmter Regeln, die Anwendung verschiedener Argumentationstechniken, aber auch durch einige Tricks Ihre alltägliche Agitationspraxis verbessern und viele Vermittlungsschwierigkeiten vermeiden. Die hier erarbeiteten Ratschläge sollen Ihnen, dem unabhängigen linken Multiplikator, helfen, sich im Multiplikatoren-Alltag besser zurecht zu finden, Ihnen die Vermittlung von Inhalten erleichtern und schließlich Ihren Erfolg als kritischer Multiplikator sichern. Nicht zuletzt sollen Sie dadurch motivierter ans Werk gehen und sich über eine schnellere Verbreitung Ihres kritischen Wissens freuen können. Der hier erarbeitete Ratgeber ist ein Destillat aus Erfahrungsberichten und programmatischen Ausführungen, die am 4. März 2009 auf einem Multiplikatoren-Treffen im Leipziger Szene-Club „Conne Island“ vorgetragen wurden. Der Leipziger „Gruppe in Gründung“, die das Treffen angeregt und organisiert hat, ist für ihr Engagement und ihre wertvolle Zuarbeit zu danken.*

1. Handeln Sie selbstbewusst und zielorientiert! Machen Sie sich klar, wer Ihre eigentliche Zielgruppe ist! Verschwenden Sie daher gar nicht erst Zeit mit Leuten, die nicht zur Linken gehören. Ihre leidenschaftliche Suche nach gesellschaftlichem Emanzipationspotential kann Erfolg allein im sozialen Spektrum der Linken haben. Nur hier trifft Ihr eigenes Selbst mit der Zielgruppe Ihres Herzens zusammen, nur hier kann sich auch Ihr eigenes Emanzipationspotential voll entfalten. Denn links ist da, wo das Herz schlägt, und links – das sind auch Sie.

2. Multiplizieren Sie sich selbst! Gründen Sie Lesekreise, Arbeitskreise, Aktionsgruppen. Übernehmen Sie den „lead“! Formulieren Sie die wichtigsten Thesen! Verteilen Sie Aufgaben und Referate, damit jeder etwas zu tun hat! Wenn die Theorie zu dröge wird, lassen Sie die Leute etwas malen. Sobald Sie die ersten Texte und Flugblätter produziert haben, organisieren Sie Diskussionsveranstaltungen, um noch mehr Linke mit Ihrer kritischen Botschaft zu erreichen. Wiederholen Sie dieselben Veranstaltungen so oft Sie können, jeweils mit wechselndem Titel. So ergeben sich Synergieeffekte. Besonders erfolgreich sind Veranstaltungen, die die Frage des linken Selbstverständnisses oder die Frage „Was tun?“ aufgreifen. Kommen Sie bei jeder Veranstaltung immer wieder auf dieses Doppelpelthema zurück.

3. Sollten Sie neben Ihrer Tätigkeit als Multiplikator mit dem Sprung in die akademische Welt geliebäugelt und diesen bereits geschafft haben, gut so! Machen Sie den nächsten Schritt: Vernetzen Sie Ihre Strukturen, wagen Sie den „out-

reach“ zu anderen Kollegen Ihres Lieblingsthemas oder Spezialgebiets. Erlangen Sie so den Vorteil akademischer Wissenskompetenz. Nutzen Sie zugleich die Möglichkeit, linke Gesellschaftskritik auch in die graue Welt der akademischen Lehre zu tragen und dort nach potentiellen Linken Ausschau zu halten.

4. Am wichtigsten für Ihren Agitationserfolg ist die positive Aufmachung Ihrer Inhalte und die Rechtfertigung Ihrer politischen Praxis. Denn nur wer sich theoretisch legitimiert und seine Gesellschaftskritik im rechten Licht präsentiert, kann auf Erfolg hoffen und locker und unbeschwert politisch-praktisch agieren. Diese Doppelaufgabe zu bewältigen, erfordert allerdings eine Portion rhetorisches und schauspielerisches Geschick, das Sie sich durch etwas Übung aber ohne weiteres aneignen können.

Die Hauptschwierigkeit der Legitimierung Ihrer politischen Praxis besteht darin, sie dialektisch abzusichern. Dies erreichen Sie argumentativ in drei Schritten: Verweisen Sie, wenn Sie Ihr Vorgehen gegenüber anderen Linken rechtfertigen, zunächst auf die Schwierigkeit emanzipatorischer Praxis heute. Beklagen Sie die gesellschaftliche Verblendung und die Folgen- und Ausweglosigkeit linker Politik. Erläutern Sie ausführlich die verschlungene Dialektik von Theorie und Praxis. Machen Sie währenddessen am besten ein möglichst zerknautschtes Gesicht, damit jeder sieht, wie zerknirscht Sie über diese schlechte Ausgangslage sind.

Mit dem zweiten Schritt kommen Sie Ihrem Ziel schon näher. Proklamieren Sie nun entschieden das „Aushalten“ von Widersprüchen, besonders des

widersprüchlichen Verhältnisses von Theorie und Praxis. Während Sie mit eindringlicher Anschaulichkeit schildern, wie Sie tagein tagaus die Dialektik aushalten, versuchen Sie bitte unbedingt, dabei ein gequältes Lächeln aufzusetzen. Das glaubt Ihnen sonst keiner. Wenn Sie mit diesen beiden Pflichtübungen fertig sind, können Sie das Problem der Dialektik erst einmal abhaken und als nächstes zur Kür bzw. zum Kern Ihrer Praxislegitimation übergehen: dem Konzept des „pragmatischen Dialogs“.

Machen Sie Ihren Zuhörern klar, dass Sie sich auch vom Wechselspiel von Allmacht und Ohnmacht nicht dumm machen lassen. Ihre spezifische Schlaueit besteht gerade darin, bereits mit allen Wassern der Kommunikationstheorie gewaschen zu sein: Sie vertrauen auf die Kraft des Wortes und die heilende Wirkung des kritischen Satzes. Gerade im Umgang mit Menschen liegt Ihre Stärke. Sie wissen, dass das richtige Argument siegt, wenn es nur oft genug wiederholt wird. Durch Ihr dialektisches Wissen im „background“ erhält Ihre pragmatische Kommunikationsweise schließlich den Hautgout des Unwiderstehlichen.

Nachdem nun durch diesen delikaten Dreischritt der Weg zur Praxis des pragmatischen Dialogs theoretisch freigelegt ist, können sich Ihre kommunikativen Fähigkeiten endlich frei entfalten. Niemand kann sich Ihrer Botschaft mehr entziehen, die politische Diskursmacht liegt schon so gut wie in Ihren Händen.

5. Lassen Sie keine Gelegenheit aus, Ihr fundiertes Wissen und Ihre rhetorischen Kniffe zur Geltung zu bringen! Zitieren Sie auch mal Goethe, auch wenn es nichts zur Sache beiträgt. Hauptsache originell. Ihr Wissen und Ihre „skills“ stehen im Vordergrund. Zeigen Sie außerdem bei jeder Gelegenheit durch möglichst lange Co-Referate Diskurssicherheit. Nur so verschaffen Sie Ihrer Botschaft Nachdruck und überzeugen bei Ihren Zuhörern.

6. Seien Sie optimistisch! Nichts schadet Ihrem kritischen Anliegen mehr, als eine pessimistische Grundhaltung. Lächeln Sie! Seien Sie witzig! Holen Sie das Kollektiv der Lacher auf Ihre Seite! Bereits ein einzelner gemeinsamer Lacher erzeugt die Übereinstimmung mit dem Publikum, auf die Sie abzielen. Nutzen Sie diese Technik und heben Sie durch die humorvolle Ausgestaltung Ihrer Vorträge und Reden die Stimmung. Ihre Zuhörer werden es Ihnen danken. Mit pointierten „jokes“ an der richtigen Stelle setzen Sie markante Erinnerungsmarken, an die sich Ihre Zuhörer noch lange erinnern werden.

7. Geben Sie den Zuhörern auf Ihren Agitationsveranstaltungen immer das Gefühl, genau wie Sie etwas ganz Besonderes zu sein! Reden Sie viel von der existenziellen Einsamkeit des linken Kritikers im Text, verweisen Sie auf das harte Brot linker Theorie, das Sie jahraus jahrein kauen müssen, und verdeutlichen Sie Ihren Zuhörern die positiven Seiten dieser asketisch-abstrakten Nahrung. Um die Stimmung bei Ihren Zuhörern über so viel Entsagungsleistung nicht kippen zu lassen, vergessen Sie jedoch nicht, die dialektische Kehre zu vollziehen: Geißeln Sie umgekehrt die schärfsten Kritiker Ihrer Klientel dafür, mit ihrer opportunistischen Kritik lediglich etwas Besonderes sein zu wollen. So entwerten Sie deren Kritik und verschaffen Ihren Zuhörern gleichzeitig das Gefühl kollektiver Geborgenheit vor der Selbstsucht dieser Kritiker. Verurteilen Sie deren gemeinschaftsschädlichen Absonderungskult und akzentuieren Sie dadurch erneut die Besonderheit Ihrer eigenen Agitationsbemühungen. So macht Dialektik Spaß!

8. Nutzen Sie das Potential von Rollenspielen! Geben Sie sich und ihren linken Dialogpartnern witzige Namen und Pseudonyme, vertauschen Sie auf Ihren Veranstaltungen die Rollen! Spielen Sie „good cop & bad cop“ mit Ihrem Publikum, und lassen Sie Ihre Dialogpartner auch mal Kritik an sich üben. Diese sollten Sie am besten im Vorfeld absprechen, um schwierige Grundsatzdiskussionen zu vermeiden. Werfen Sie sich bei Diskussionen mit anderen Multiplikatoren mutig die Bälle zu, und achten Sie darauf, dass Sie währenddessen eine gute Figur abgeben. Seien Sie dabei aus Prinzip theatralisch, nur Mut zum Ausdruck! Geben Sie Ihrem Publikum so das Gefühl, Teil einer Polit-Show zu sein. Sie wissen, unterhaltsame Theorie-Praxis-Events sind das Erfolgskonzept der Zukunft.

9. Lassen Sie auf Ihren Kritik-Events auch die weniger schlaun Linken zu Wort kommen! Denn einerseits ist die ausgeklügelte Widerlegung ausgesprochen dummer Ansichten ein Beweis Ihrer Führungsposition. Andererseits belegen Sie so Ihren aufklärerischen Edelmut gegenüber denjenigen Linken, die Ihre Botschaft noch nicht ganz verstanden haben. Für Sie eine geradezu perfekte Win-Win-Situation.

10. Vermeiden Sie in jedem Fall Polemik! Nichts ist schlimmer, als einen Ihrer linken Zuhörer die Dummheit, Selbstgefälligkeit oder Brutalität seiner Position spüren zu lassen. Kein authentischer Linker könnte das aushalten. Niemals würde er Ihnen diese schmerzliche Er-

fahrung verzeihen: der Dialog mit ihm käme abrupt zum Ende. Genau das aber kann kein ehrlicher Multiplikator wollen. Gehen Sie daher scharf, am besten polemisch, gegen polemische Kritiker und Feinde ihrer linken Klientel vor, die Ihr Konzept des pragmatischen Dialogs ablehnen. Nehmen Sie zudem vorsorglich immer die Dummheit Ihrer Klientel vor Polemik in Schutz. Sie ist langfristig Ihre wichtigste Ressource.

11. Passen Sie sich dem Geschmack Ihrer Zielgruppe an! Kleiden Sie sich betont lässig oder bewusst geschmacklos. Verwenden Sie einschlägige Buttons, um ihre Solidarität mit der linken Zielgruppe auszudrücken. Wählen Sie heruntergekommene, schlecht beleuchtete und belüftete Agitationsorte, und verleihen Sie Ihrer Agitation so die Aura des Konspirativen! Nur durch diese Anpassungsleistung sichern Sie sich die notwendige „street credibility“ in der linken Zielgruppe.

12. Bleiben Sie gelassen gegenüber dem negativistischen Vorwurf, Ihre multiplikatorischen Bestrebungen seien vergeblich, naiv oder letztendlich sogar affirmativ. Verweisen Sie gegenüber solcher Kritik souverän auf die „Multipolarität der linken Geschichte“ und die „Axiomatik der Bewegung“, in der Sie agieren. Sagen Sie Ihrem Kritiker immer geradeheraus ins Gesicht, wie viel für die Emanzipation der Linken noch getan werden muss! Nennen Sie auch Ihre zahlreichen Erfolge! Sagen Sie Ihren Kritikern, Ihrem Publikum aber auch sich selbst immer wieder, wie viel Ihnen der Fortschritt im Kleinen bedeutet. Klagen

Sie zugleich das Desinteresse an der Linken als unmoralisch an: Wer den Dialog mit der Linken verweigert, verhält sich unsolidarisch und rücksichtslos.

Je konsequenter Sie alle diese Ratschläge befolgen, desto fruchtbringender werden Ihre Agitationsbemühungen und umso sicherer wird Ihnen Erfolg beschieden sein. Fraglos werden, ganz abhängig vom individuellen Kontext und Charakter, nicht jedem Multiplikator alle Ratschläge voll und ganz zusehen. Doch das ist im Grundsatz kein Problem. Durch die Auswahl Ihrer persönlicher Lieblingsratschläge können Sie sich Ihren ganz persönlichen Königsweg der Kritikvermittlung zusammenstellen. Achten Sie jedoch immer darauf, keinen der Ratschläge völlig auszulassen, um die Ausgewogenheit und Diversität Ihrer Agitationsbemühungen zu gewährleisten.

Lassen Sie sich jedenfalls von Rückschlägen und Misserfolgen nicht ins Bockshorn jagen. Arbeiten Sie zunächst alle Ratschläge systematisch von oben nach unten durch. Sollten Sie in Ihrer Praxis an irgendeinem der zwölf Punkte völlig scheitern, fangen Sie einfach wieder von Vorne an. Üben Sie, soweit möglich, die Argumente und Verhaltensweisen am besten erst alleine ein, später dann im kleineren Kreis, bis Sie sich völlig sicher fühlen. Schon nach kurzer Zeit werden Sie erstaunt sein, was alles an Fähigkeiten und kritischer Überzeugungskraft in Ihnen steckt. Jetzt kann Sie im Grunde nichts mehr aufhalten – you can do it!

JOHANNES ARNOLD

---

## ES GEHT UM ISRAEL. ISRAELSolidARITÄT ALS KONSEQUENZ MATERIALISTISCHER KRITIK. (TEIL 2)

*Fortsetzung des Artikels „Es geht um Israel“ aus Bonjour Tristesse 3/2008.*

**Zionismus als bürgerlicher Nationalismus**  
So Recht die linken Kritiker der Antideutschen haben, wenn sie sagen, der Zionismus sei ein bürgerlicher Nationalismus, so sehr entgeht ihnen der damit verbundene Gehalt. Dass eine Ideologie, die die Existenz eines Nationalstaates – der schließlich immer ein Herrschafts- und Zwangsverhältnis ist – legitimieren soll, nationalistisch ist, ist sonnenklar und wird auch von niemandem bestritten. Zugleich aber beinhaltet dieser Nationalismus auch unabhängig davon, dass Israel die Schutzmacht der Juden gegenüber dem Antisemitismus darstellt, noch das fortschrittlichste Gesellschaftskonzept, das die herrschenden

Verhältnisse zulassen. Der Zionismus ist kosmopolitisch, weitgehend laizistisch, rechtsstaatlich und liberal. Dass Israel damit noch lange kein utopisches Traumreich ist, dass es dort vielmehr wie in allen anderen Staaten (nur nicht überall im selben Ausmaß) Ausbeutung und Unterdrückung gibt, ergibt sich schon daraus, dass der Judenstaat nicht außerhalb der kapitalistischen Totalität steht und auch nicht stehen kann. Immerhin aber – und das ist sehr viel, nämlich die Bedingung der Möglichkeit kommunistischer Kritik – ist die israelische Gesellschaft dem Wesen nach keine autoritäre Gemeinschaft, die sich die Bekämpfung von Individualität und Glück auf die Fah-



nen geschrieben hat, sondern eine dem Anspruch nach freiheitliche Nation, die in demokratische und rechtsstaatliche Strukturen eingebettet ist. Das mag im Einzelfall als bloße Illusion erscheinen, schließlich sind Demokratie und Rechtsstaat materialistisch betrachtet Vermittlungsformen politischer und ökonomischer Herrschaft, aber es ist doch eine Illusion, die immerhin so wirkmächtig ist, dass Individuen ständig protestieren, wenn sich die Realität partout nicht der Illusion entsprechend einstellen will. In der Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist die Möglichkeit der Kritik beheimatet; eine Gesellschaft, die nur den Kult des Todes und die Verwaltung des Elends kennt – wie etwa die palästinensische –, kann daher per definitionem aus sich selbst heraus überhaupt keine Kritik hervorbringen.

In diesem Sinne ist der Zionismus tatsächlich ein bürgerlicher Nationalismus. Er unterscheidet sich noch von den verschiedenen Formen völkischer Raserei, die nicht nur in ausnahmslos allen islamisch geprägten Ländern auf dem Vormarsch ist, sondern zunehmend auch in anderen Teilen der kapitalistischen Peripherie. Und der Unterschied ist kein zufälliger, sondern ist im Wesen des Zionismus als eigenmächtiger Emanzipation der Juden vom Antisemitismus begründet. Weil die Verhältnisse den Judenhass als fetischistischen Antikapitalismus beständig neu produzieren und ihn als „ewig“ erscheinen lassen, ist der Staat Israel, ganz nüchtern betrachtet, eine Staat gewordene Befreiung vom vermeintlich unverrückbaren Status des Opferseins. Es handelt sich bei der Staatsgründung Israels um die bürgerliche Revolution der Juden, die sich – aus keineswegs freiem Entschluss, sondern aufgrund der antisemitischen Verhältnisse – assoziierten, um nicht länger Opfer zu sein. Sie erhoben sich damit zum handelnden und sich selbst Zwecke setzenden bürgerlichen Subjekt, was die Antisemiten aller Länder in die schiefe Verzweiflung treibt, weil die Juden dem antisemitischen Wahn zufolge minderwertiges Leben sind, das vom Volks- oder Gottesstaat unterdrückt, verfolgt und schließlich vernichtet werden muss.

#### **Antizionismus und Antisemitismus**

Damit wären wir – wieder – beim Thema Antisemitismus angekommen. Dieser ist das Zentrum, um das alle Diskussionen über Israel und den Nahostkonflikt kreisen. Wie oben ausgeführt, hatte die palästinensische Nationalbewegung schon sehr früh einen antisemitischen Charakter. Das widerspricht der geläufigen These, Antizionismus und Antisemitismus seien zwei völlig verschiedene Phänomene. Häufig wird darauf verwiesen, auch viele Juden seien

Antizionisten gewesen oder seien es sogar heute noch (z.B. Uri Avnery oder Moshe Zuckermann, der sich allerdings einen „Nichtzionisten“ nennt). Dabei handelt es sich allerdings um eine Wortverdreherei. Denn was alles mit dem Etikett „Antizionismus“ versehen wird, unterscheidet sich nach Inhalt und Kontext so sehr, dass der Begriff seinen Sinn vollständig verliert. Zunächst einmal ist der historische Kontext entscheidend: Erfolgte die Ablehnung vor oder nach dem Holocaust, der schließlich in aller Deutlichkeit die Notwendigkeit eines jüdischen Staates vor Augen führte? Die kommunistische Kritik am Zionismus vor dem Holocaust – etwa durch Lenin – erfolgte im Namen einer Geschichtsphilosophie, die angesichts des Menschheitsverbrechens Auschwitz nicht mehr ungeteilt aufrecht erhalten werden kann – denn dann ignorierte man das Geschehene und ging stumpf zum business as usual über. Auch die bürgerliche Kritik am Zionismus etwa eines Walter Rathenau, der hinsichtlich der „Judenfrage“ auf Assimilation setzte, ist heute nicht mehr in dieser Form zu vertreten. Zwar zeigt die Realität in den westlichen Gesellschaften, dass das Leben für die Juden in ihnen trotz des weiterhin beharrlich bestehenden Antisemitismus relativ sicher und gleichberechtigt vorstaten geht, doch ist dieses Faktum immer vor dem Hintergrund der Existenz Israels zu denken. Im angesichts der herrschenden Verhältnisse niemals auszuschließenden Ernstfall können die Juden nach Israel fliehen. Diese Art der Lebensversicherung ist den meisten Juden außerhalb Israels mehr oder weniger bewusst, was ihre besondere Bindung zu Israel mehr als alles andere verständlich macht. Der Vorwurf beispielsweise, die deutschen Juden verhielten sich wie Repräsentanten des Staates Israel und ließen daher Zweifel an ihrer unbedingten Loyalität zum deutschen Staat aufkommen, ist in diesem Sinne nicht nur ein Bekenntnis zum Staat, sondern zielt darauf ab, die Juden aus der Gesellschaft auszugrenzen und ihnen diese Ausgrenzung auch noch selbst anzulasten. Ganz ähnlich funktioniert das Argument, die tatsächlichen oder vermeintlichen Untaten des Staates Israel den Palästinensern gegenüber schürten den Hass auf die sich mit Israel solidarisierenden und deshalb zu Recht mit ihm identifizierten Juden. Wenn Juden sich gegen Antisemitismus wehren, zeigen sie damit, dass sie keine wehrlosen Opfer sind und ziehen schon deshalb den Hass der Antisemiten auf sich – denn der Judenfeind liebt nur tote Juden.

Bestimmte Formen der Kritik am Zionismus vor Auschwitz sind keineswegs antisemitisch. Wer aber nach Auschwitz die Existenz eines jüdischen Staates aus

welchen Gründen auch immer kritisiert, muss sich darüber im Klaren sein, dass er mit seiner Ablehnung israelischer Staatlichkeit die Juden dem nächsten antisemitischen Massenmord schutzlos ausliefern würde. Nur in diesem Sinne ist die häufig falsch verstandene Aussage Joachim Bruhns zu verstehen, jede Kritik am Staat Israel sei antisemitisch. Es handelt sich nicht um Vorbehalte gegenüber einzelnen konkreten Entscheidungen der jeweiligen Regierung, sondern um eine grundsätzliche Ablehnung Israels. Dennoch stellt sich ungeachtet dessen die Frage, warum alle Welt den Drang verspürt, Israel kritisieren zu wollen. Als gäbe es nicht genügend andere Staaten auf der Welt, die durchaus verbrecherischer wirken als der weitgehend verhältnismäßig agierende jüdische Staat, wird regelmäßig das tatsächlich von niemandem bestrittene Recht auf „Israelkritik“ eingefordert – ganz so, als handele es sich dabei um ein Tabu, das im Dienste der Meinungsfreiheit zu brechen wäre. Angesichts der Tatsache, dass nicht nur die Palästinenser und andere arabische Mordkollektive Israel und allen Juden mit der Vernichtung drohen, sondern auch der iranische Gottesstaat, der dazu praktischerweise gleich eine Atombombe einsetzen will, entpuppt sich die „Israelkritik“ als Einverständnis mit den prospektiven und bereits ihr blutiges Werk betreibenden Mördern. Die vermeintliche „Kritik“ dient einzig und allein der Dämonisierung Israels und ist als solche eine Rechtfertigung der antisemitischen Taten. Daran schließt sich das offen ausgesprochene Verständnis für die Mörder, die angeblich nur verzweifelt seien und einen „berechtigten Groll“ verspürten, nahtlos an.

Der Antizionismus erweist sich – obwohl schon die Nazis, u.a. Chefideologe Rosenberg, antizionistische Propaganda betrieben – als neue Form des Antisemitismus. Neu ist er deshalb, weil sich seine Protagonisten nicht mehr auf Rasse oder Religion stützen, sondern auf Völkerrecht und Antirassismus. In dieser Gestalt ist er nur dann als Judenhass zu dechiffrieren, wenn man die Besonderheit des jüdischen Staates in Rechnung stellt. Dass es Rassismus in Israel gibt, ist traurig aber wahr. Dass Israel aber ein Apartheidstaat sei, kann nur behaupten, wer bereits verdrängt hat, dass der dezidiert jüdische Charakter Israels, der dazu führt, dass die israelischen Araber trotz aller in der arabischen Welt unvergleichbaren Freiheiten als eine Art Bürger zweiter Klasse behandelt werden, in der Verfolgung der Juden durch die Antisemiten gründet. So sehr man diese Diskriminierung kritisieren kann – und israelische Menschen- und Bürgerrechtsgruppen tun das zur Genüge –, so sehr

ist doch ersichtlich, dass es sich bei der „jüdischen Demokratie“ um ein Dilemma handelt, dem nicht ohne weiteres zu entkommen ist. Würde Israel wirklich – wie seine Kritiker fordern – ein bi-nationaler Staat, so verlöre er seine Schutzfunktion gegenüber dem Antisemitismus. Der alte Zustand wäre wieder hergestellt: Die Juden wären abhängig vom guten Willen des arabischen Bevölkerungsteils, der aufgrund der ungleichen Geburtenraten bald in die Mehrheit geraten würde. Abgesehen natürlich davon, dass ein Staat, in dem der eine Bevölkerungsteil den anderen vernichten will, nicht gerade das haben dürfte, was man eine gu-

te Ausgangsbasis nennen würde. Solange also Verhältnisse herrschen, in denen der Antisemitismus die „Alltagsreligion des Kapitalismus“ (Detlev Clausen) darstellt – ein Verdikt, das gerade für die vom Weltmarkt als Überflüssige ausgespuckten antikapitalistischen palästinensischen Massen gilt –, so lange ist der Staat Israel notwendig. Dass er es vielleicht einmal nicht mehr ist, dass also die Juden ohne Angst vor Verfolgung in einer freien Weltgesellschaft leben können, das ist der Fluchtpunkt kommunistischer Israelsolidarität.

PHILIPP LENHARD

## EINER VON HIER

*Im Dezember führte die „ag antifa im stura“ im Rahmen ihrer Filmreihe „German Images“ den Film „Herr Wichmann von der CDU“ vor. Für diesen begleitete der Dokumentarfilmer Andreas Dresen im Sommer 2002 einen Monat lang den 25-jährigen CDU-Direktorkandidaten Henryk Wichmann beim Bundestagswahlkampf in der Region Uckermark/Oberbarnim, im Nordosten Brandenburgs. Gezeigt wird ein junger Politiker, der bei Wind und Wetter mit Werbeschirm und Infostand durch den Wahlkreis zieht, sich bekannt macht, diskutiert, Altenheime und mittelständische Betriebe besucht, Broschüren, Kugelschreiber und Postkarten verteilt. Was der Film über die hässliche Welt der Zonis verrät, erläuterte Sören Pünjer in einem Einführungsvortrag, den wir im Folgenden dokumentieren.*

Mitte November 2008 waren aus Deutschland-Ost einmal mehr Durchhalteparolen zu vernehmen. Wolfgang Tiefensees Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung hatte zu einem Kongress mit dem schönen Titel „Frauen machen Neue Länder – Erfolgreich in Ostdeutschland“ nach Leipzig geladen. In der Einladung für diesen Kongress konnte man unter der zentralen Headline „Für unsere Zukunft in den neuen Bundesländern“ lesen, worum es ging: „Wir feiern uns Frauen der Neuen Bundesländer, unsere Erfolge, unsere Leistungen, unsere Macht in den Neuen Ländern“.<sup>1</sup>

Aus Erfahrung weiß man, dass immer dort, wo für *Unsere Zukunft* gestritten wird und nichts weiter als die bloße Herkunft Anlass zum Feiern sein soll, es weder um die Zukunft noch um Erfolge der Gefeierten gut bestellt ist. Und so stand das allgemeine Ergebnis des Kongresses, frei nach einem Gassenhauer aus dem Erzgebirge formuliert, schon im Vorhinein fest. Es lautet: Jaaaa, es leben noch Frauen im Osten.

Eigentlicher Anlass für den Kongress war eine vom Tiefensee-Ministerium in Auftrag gegebene Studie, die dem Kongress zugleich ihren Namen gab. Den Zweck dieser Studie definieren die Autoren so: „Ziel der vorliegenden Studie ist es *nicht*, die existierenden und gut dokumentierten Probleme in Ostdeutschland zu leugnen.“ (Hervorh. S.P.) Sicherlich, Studien, die mit dem Ziel erstellt werden, nicht zu leugnen, was ohnehin öffentli-

ches Gemeingut ist, sind leicht verdientes Geld, soviel sei den Autoren nachgesehen. Über das Niveau einer höchstamtlichen Studie über die massenhafte Abwanderung von Frauen aus dem Osten und deren Ursachen aber ist damit fast alles gesagt. Lediglich zwei doch weniger bekannte Aspekte, die die Autoren aus anderen Studien zitieren, seien, weil sie weniger Allgemeingut sind, der Vollständigkeit halber erwähnt: 1. Ost-Frauen begehnen im hohen Maße Landflucht, das heißt, es zieht sie nicht nur gen Westen, sondern auch in die wenigen Ost-Großstädte, was dort dazu führt, dass der Mann-Frau-Proporz anders als im sonstigen Osten relativ ausgeglichen ist. 2. Ost-Frauen, die nach erfolgreicher beruflicher Qualifizierung oder abgeschlossenem Studium bereit wären, in den Osten zurückzugehen, finden wegen ihres durchschnittlich höheren Bildungs- und Qualifikationsgrades keine passenden Ost-Männer.

Wie angedroht, werden am Ende der Studie die existierenden und gut dokumentierten Probleme des Ostens nicht nur nicht ignoriert, sondern notgedrungen zu zentralen Erkenntnissen, die jeder gewinnen kann, der das Gejammer des durchschnittlichen Osis über unterdrückende Wessis und die verloren gegangene deutsche demokratische Kuhwärme nicht teilt: „Für Frauen spielen bei der Entscheidung für einen bestimmten Wohnort aber nicht nur die harten ökonomischen Rahmenbedingungen eine Rolle, sondern sie möch-

ten an attraktiven Orten mit hoher Lebensqualität wohnen. Wo sie diese finden, wandern sie auch [...] innerhalb der neuen Bundesländer [...] vermehrt in die Städte. Deshalb ist es von zentraler Bedeutung, die Lebensqualität in ostdeutschen Regionen weiter zu verbessern [...]. Darin liegt neben der wirtschaftlichen Entwicklung die größte Herausforderung für Politik und Gesellschaft.“ Es dürfte kein Zufall sein, dass die Autoren an dieser Stelle abrechnen und gar nicht erst den Versuch starten, die Defizite an Lebensqualität im Osten zu benennen, die behoben werden müssten. Täten sie das ernsthaft, so kämen sie kaum um die Einsicht herum, dass attraktive Orte nicht nur eine Frage sanierter Infrastruktur und großer „Center“ verschiedenster Art sind, sondern entscheidend eine Frage des vorherrschenden Sozialcharakters der Bewohner.

Die Enge der DDR zum Ausdruck sozialer Wärme zu verklären, den dort täglich statt geübten Naturalienhandel, der aus Mangel an Waren weit hinter die kapitalistische Warenproduktion zurückfiel, für das zwischenmenschlich Bessere zu halten oder die regelmäßige kollektive Flucht in den Alkohol (nicht selten verstärkt durch die Einnahme der berüchtigten „Faustan“-Tabletten) in Betrieb und Familie<sup>2</sup> als die höhere soziale Lebensqualität im realen Sozialismus gegen den Westen in Stellung zu bringen; all diese „Argumente“, die im Osten zum guten schlechten Ton gehören, wären im Grunde harmlose Ostalgie, wenn die Sehnsucht nach der DDR, die zwar keiner wirklich zurückhaben will, nicht zugleich – wie Peter Sodann und Konsorten zu sagen pflegen – als „positive Erfahrung“ für ein sozialeres Deutschland „eingebracht“ werden soll, als wäre die soziale Sicherheit der DDR von der staatlich garantierten Unfreiheit zu trennen und nicht vor allem ihr Produkt. Das Hauptproblem dieser Sehnsucht nach staatlich alimentierter kollektiver Sicherheit, für die man gern weniger Freiheit für den Einzelnen in Kauf nehmen würde, besteht gerade darin, sie als Alibi für ein besonders asoziales Verhalten im Kampf gegen Wessi-Kapitalisten oder Wessi-Mentalität ins Feld zu führen. Dass dabei vor allem ein sozialer und zwischenmenschlich einigermaßen verträglicher Umgang der Osis untereinander auf der Strecke bleibt, den Brandenburgs Innenminister Schönbohm zwar unglücklich, aber keineswegs falsch als Resultat langwieriger „Proletarisierung“ bezeichnete, kann man seit der Wende von 1989 täglich erleben. Dass man in der kapitalistischen Welt ein Raubtier sein müsse, um zu überleben, ist beispielsweise die zentrale Botschaft des ideellen Gesamtossis Peter Sodann. In mal mehr, mal weniger modifizier-



ter Form posaunt der seit Jahren in die Welt hinaus, was ebenso zum Grundsatzzprogramm der stärksten Kraft im Ossiland, der „PDS/Die Linke“ gehört: Seit der reale Sozialismus tot ist, musst Du ein Schwein sein in dieser Welt – solange wir keinen „echten“ Sozialismus haben. Und für dieses Verhalten trägt nicht etwa Du die persönliche Verantwortung, sondern das System, dem Du Dich nur notgedrungen anpassen musst und das mal in der Charaktermaske des bösen Wessis auftreten kann, als Ami-Heuschrecke oder als irgendeiner von „denen da oben“. In Peter Sodanns nach dem „Neuen Deutschland“ zweitliebster Zeitung, der „Jungen Welt“, findet man dieses ostzonale Gedankengut anlässlich einer Rezension des Ken-Loach-Films „It's a free world“ gedruckt – allerdings als ausgewiesene urlinke Einsicht, womit beiläufig bewiesen wäre, wie wenig sich bekennende Zonis und Linke voneinander unterscheiden. Über Angie, die Protagonistin des Streifens, heißt es dort: „Gewissermaßen ist Angie die Personalisierung des kapitalistischen Überlebensprinzips: Da, wo alle ihre Ellenbogen einsetzen, muss jeder, der nicht untergehen will, dasselbe tun.“ Gesagt soll damit nicht sein, dass der Markt und die Warenform etwa kuschelige Veranstaltungen wären, verwiesen sei damit auf den historisch für den National- wie Realsozialismus und die auf ihn folgenden Gemeinwesen empirisch belegbaren Umstand, dass immer dort, wo die „soziale Frage“ am lautesten gestellt und angeblich sogar beantwortet wurde, Mitgefühl und Anteilnahme für das Schicksal des Nächsten am ehesten auf der Strecke blieben.<sup>3</sup>

Die insbesondere von der PDS seit Jahren intensiv betriebene Pflege des autoritären Charakters, die die NPD nur imitiert und somit die Frage von Original und Fälschung klar zu beantworten ist, diese kollektive Ost-Sehnsucht nach Sozialismus trägt nicht einmal Spuren von Emanzipation und Fortschritt in sich. Sie ist, und damit erst recht die Partei, die sich, in alter SED-Tradition, zur Avantgarde dieser Ost-Mentalität erklärt hat, nur eines: im Namen von Emanzipation und Fortschritt zu bekämpfen. Dass die hässliche Mentalität des (Ost-)Deutschen zu einer Gesamtdeutschen werden könnte, ist keine Propaganda des Springer-Verlages, sondern eine ernstzunehmende reale Gefahr spätestens seit die Partei des Demokratischen Sozialismus sich Die Linke nennt und gen Westen expandiert.

Und vor dieser Gefahr wird nicht etwa in der „Süddeutschen Zeitung“, der „Frankfurter Rundschau“ oder der „Taz“ gewarnt, sondern neben Springers „Die Welt“ bezeichnenderweise in der Zeitung, die man von links gern als das Leib-

und Magenblatt des deutschen Hauptfeindes Nr. 1, des Herrn Josef Ackermann bezeichnet, der FAZ. In der allmonatlich ebenda erscheinenden demoskopischen Allensbach-Studie über den politischen Bewusstseinsstand der Deutschen konnte man im Juli 2007 lesen: „In den neuen Bundesländern überwog [...] von Anfang an die Annahme, dass der Sozialismus als solcher eigentlich eine gute Idee und nur seine Umsetzung gescheitert sei. Inzwischen haben sich die Westdeutschen langsam, aber beharrlich dem ostdeutschen Meinungsbild angepasst. [...] Der Gedanke, dass es auch das kollektivistische Grundprinzip gewesen sein könnte, das das sozialistische System zum Scheitern verurteilt hat, liegt den Menschen heute ferner denn je, ebenso wie die Vorstellung, dass es eine Annäherung bedeuten könnte zu glauben, der Staat könne das Leben der Menschen besser regeln als sie selbst.“ Mit anderen Worten, wenn Peter Sodann sich für das Amt des Bundespräsidenten legitimiert glaubt, weil seiner Meinung nach der Bundespräsident „die Seele seines Volkes ausdrücken können müsse“ („Sächsische Zeitung“), so lässt sich nicht leugnen, dass der Lautsprecher der Ossis, abgesichert durch empirisches Material, gar nicht mal zu Unrecht das Amt des gesamtdeutschen Lautsprechers anstrebt.

Die Warnung, dass sich derzeit der Seelenhaushalt der Deutschen in einer Art nachvollzogener Wiedervereinigung von Ost nach West gemäß des Sprichwortes wandelt, dass nur wer sich ändert auch treu bleiben könne, kann man in Deutschland leider nicht zum ersten Mal nur in der Zeitung nachlesen, der man nachsagt, in ihr stünde nur, was die Verantwortlichen der Deutschen Bank hören wollen. Nur in besagter Allensbach-Studie der FAZ kann man also derzeit lesen, was in Deutschland kaum einer wissen, geschweige denn als Gefahr begreifen will, als Allerletzte diejenigen, die allenthalben vor einem Überwachungsstaat warnen, in dem die Freiheit „mit Sicherheit“ sterben würde: „Die Parole ‚Freiheit statt Sozialismus‘ sei falsch, rief Oskar Lafontaine beim Gründungsparteitag der Partei Die Linke in den Saal. Es müsse heißen ‚Freiheit und Sozialismus‘ oder besser noch: ‚Freiheit durch Sozialismus‘. Bald danach schrieb er in einem Beitrag für die FAZ, was er damit meinte: Nur durch umfassende soziale Sicherheit gewännen die Bürger Freiheit. Nach dieser Vorstellung wird Freiheit zu einer vom Staat gewährten Sicherung vor Not und sozialen Risiken. Das ist eine ungewöhnliche Deutung des Begriffs, denn eine solche ‚Freiheit‘ ist nur mit tiefen Eingriffen des Staates in das Leben der Bürger möglich. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm aus dem Jahr 1878 führt zehn verschiede-

ne Bedeutungen von Freiheit auf, politische, gesellschaftliche, geographische. Doch auf den Gedanken, dass Freiheit eine durch staatliche Reglementierung gewährte finanzielle Sicherung sei, kam damals niemand. Die Vereinnahmung eines positiv besetzten politischen Begriffs und seine Aufladung mit einem Inhalt, der das Gegenteil seines früheren Gehalts bedeutet, gehört zu den wohl brilliantesten Streichen der politischen Auseinandersetzung. Ob er gelingt, hängt von der Bereitschaft der Bevölkerung ab, die neue Botschaft unwidersprochen hinzunehmen.“

Nur wenig spricht dafür, dass die Bereitschaft zur Verweigerung eines Umlügens von geschichtlicher Wahrheit ausreichend vorhanden wäre, die verhindern könnte, das Begriffspaar Sozialismus und Freiheit als wechselseitige Synonyme umzudeuten und damit als das zu erkennen, was es als historische Wahrheit ist, nämlich in der versuchten Fusionierung ein hölzernes Eisen, wie Nietzsche einmal im Bezug auf eine freie Gesellschaft, adressiert an „unsre Herrn Sozialisten“ formulierte<sup>4</sup>, ein miteinander unvereinbarer Gegensatz, dem man durch das Ineinanderaufgehen beider Begriffe ihren jeweiligen Stachel zieht, der sich gerade in der Autonomie der Begriffe als kritischer Überschuss der Sache nach verstehen müsste.

Was bis vor kurzem nur originäres Ostgedankengut war, ist buchstäblich im Begriff, zum ahistorischen Allgemeingut aller Deutschen zu werden. Dass daran eine steigende Bereitschaft abzulesen ist, gerade in Zeiten der Krise weniger Freiheit zu wagen, wäre in Deutschland fürwahr nichts neues, und auch dass diese Gefahr der Unfreiheit *im Original* von Links ausgeht.

Man muss also die Aktivitäten und Verlautbarungen des Josef Ackermann nicht mögen und schon gar nicht verteidigen, um zu erkennen, dass diese gegen diejenigen eines Peter Sodann, der den Ackermann als selbsterklärter Vollstrecker des Volkszorns, auch direkte Demokratie genannt, ohne rechtliche Handhabe einfach mal so ins Volksgefängnis stecken will, wie es im Osten die Stasi und im Westen RAF und Bewegung 2. Juni taten, das kleinere Übel ist.

Mit den linken Sodanns und ihrer Liebe für direkte Demokratie und autoritäre Staaten hätte man es genauso wenig zu halten wie mit den Ackermanns und ihrer Vorliebe für unsichtbare Hände und angebliche Marktvernunft.

Und die Ossis im speziellen hätte man, statt sie zu bemitleiden, an eine durchaus fortschrittliche Parole von 1989 zu erinnern, die da lautete: „Kommt die D-Mark bleiben wir, kommt sie nicht, gehen wir zu ihr.“ In konsequenter Fortführung dieser gar nicht mal unsympa-

thischen Forderung von einst wäre zu formulieren: „Kommt die Arbeit, bleiben wir, kommt sie nicht, geh'n wir zu ihr.“ Würden die Ossi sich nicht länger als halluzinierte ewige Opfer der Wessis sich an ihre Heimatscholle klammern und letztere Parole als ein Grundgesetz des Kapitals anerkennen, das die Selbstverantwortung gerade nicht ausschließt, sondern ihr unter den Bedingungen der doppelten Freiheit, wie Marx es nannte – also nicht nur frei von den privaten Produktionsmitteln und der feudalen Leibeigenschaft, sondern auch frei von Volkseigentum und der Partei der Arbeiterklasse – eine Grenze setzt, die es im Namen der Freiheit, die Kommunismus heißt, zu überwinden und nicht, wie im Osten durch die Mauer symbolisiert, im Namen des Sozialismus auszubauen gälte, dann wäre eine wesentliche Vorbedingung für die wirkliche Verbesserung der Lebensqualität im Osten und damit auch der ganz persönlichen und individuellen jedes einzelnen Zonis erfüllt: der objektiv mögliche Wandel des ostdeutschen Sozialcharakters nämlich, der sich nicht von Fremden aller Art umzingelt wähnt und dergestalt eine Identität abstreift, die der sozialen Sicherheit der Walters und Erichs nachtrauert, vergleichbar dem des Deutschen der Nachkriegszeit, der jederzeit wusste, dass mindestens die Autobahnen und die Beseitigung der Arbeitslosigkeit unter Adolf nicht schlecht waren.

#### Herr Wichmann und Herr Sodann

„Ich möchte, dass unsere Kinder einmal hier eine Zukunft haben.“ Dieser Satz vom 25-jährigen CDU-Bundestagsdirektkandidaten der 2002er Wahl im nordöstlichsten Brandenburg, der Uckermark, fällt in der ersten Sequenz des Dokumentarfilmes „Herr Wichmann von der CDU“. Nachdem Henryk Wichmanns Frau ins Bild kommt und er seinen Arm um sie legt, spricht er seine Botschaft in die Kamera, die klingt, als stamme sie aus der Zeit von 1989, als das Motto auf den Montagsdemos nicht nur „Wir sind das Volk“ lautete, sondern auch: „Wir bleiben hier“.

Anders als etliche Ostdeutsche in seinem Alter, darunter besonders viele junge Frauen, hat sich Wichmann als bekennder Uckermärker, als „einer von hier“, wie er zu sagen pflegt, gegen den Wegzug entschieden, der, repräsentativ für den gesamten Osten, in der Uckermark zu einer Bevölkerungserosion führte, die in Zahlen ausgedrückt nur zu einer No-Future-Haltung animieren kann: Seit 1990 hat sich die Bevölkerung von knapp über 170.000 auf rund 145.000 im Wahljahr 2002 reduziert, im Jahr 2006 waren es noch 137.000 und für das Jahr 2030 gibt es die amtliche Prognose von knapp 107.000 Uckermark-Bewohnern.<sup>5</sup>

Im Zeichen des demografischen Wandels und der Tatsache, dass Kapitalakkumulation in Ostdeutschland global betrachtet eine nutzlose Angelegenheit ist und bleiben wird, gesteht sich auch Wichmann die Wahrheit nicht ein, die er und so viele Verantwortliche insgeheim doch kennen: Der Osten ist eine riesige Investruine, in der ganz wenige Ausnahmen die Regel bestätigen. Die Aufbau-Ost-Mittel, die vor allem in den 90er Jahren in den Auf- und Ausbau von Infrastruktur und in die Stadtsanierung flossen, stehen in völliger Diskrepanz zu der überalterten und sogenannten bildungsfernen Bevölkerung, die in den Uckermarken des Ostens zurückbleibt. Dass Henryk Wichmann mehrmals im Film die Grünen und ihre Umweltpolitik als Investorenschreck, also als einen Hauptverantwortlichen für ausbleibende Arbeitsplätze brandmarkt, ist Ausdruck einer Verdrängungsleistung, ohne die man vermutlich kaum so viel Enthusiasmus und Motivation aufbringen kann, wie Wichmann es – zwischenmenschlich betrachtet – keineswegs unsympathisch im Namen und im Auftrag seiner Partei tut.

Dabei darf man nicht vergessen, dass sich der Osten vom Westen nicht nur hinsichtlich der Bevölkerungsstruktur gravierend unterscheidet, sondern ebenso in Hinblick auf die politische Landschaft. Dass die Partei Die Linke zur stärksten Kraft geworden ist, hat vor allem auch darin seinen Grund, dass das politische Gefüge von der programmatischen Ausrichtung bis zum einzelnen Personal keineswegs vom Westen auf den Osten oder umgekehrt ohne weiteres übertragbar ist. Wichmanns CDU-Ost ist deshalb nicht einfach nur Spiegelbild der CDU-West, sie ist vor allem Spiegelbild von Deutschland-Ost. Die im Osten vorherrschende Meinung herrscht deshalb auch in der dortigen CDU beim heiligsten deutschen Thema vor: Wenn 55 Prozent der CDU-Anhänger im Westen daran glauben, dass die soziale Marktwirtschaft die Voraussetzung für soziale Gerechtigkeit sei (Westdeutsche gesamt 55 Prozent) und 27 Prozent schlussfolgern, sie führe automatisch zu sozialer Ungerechtigkeit (28 Prozent), dann sind die Anhänger der CDU-Ost mehrheitlich vom Gegenteil überzeugt: nur 39 Prozent halten die soziale Marktwirtschaft für die Voraussetzung sozialer Gerechtigkeit (Ostdeutsche gesamt 28 Prozent), 48 Prozent dagegen meinen, sie führe automatisch zur Ungerechtigkeit (Ostdeutsche gesamt 50 Prozent).<sup>6</sup>

Bei dieser Konstellation fühlen sich die Christdemokraten im Osten nicht dem Ahlener CDU-Programm von 1946 verpflichtet, in dem noch vom Sozialismus die Rede war. Hier verleiht sich auch in der CDU jene ostdeutsche Be-

findlichkeit Ausdruck, die von der PDS über die CDU bis zur NPD letztlich weniger Nuancen kennt, als vielfach von den Beteiligten behauptet wird: der Ossi als das ewige Opfer.

Henryk Wichmann begegnet diesem Opfermythos in personifizierter Form auf Schritt und Tritt. Etwa in der Person eines alten CDU-Mitgliedes, das Marx recht gibt und gegen das „Großkapital“ wettet, oder in der Person eines „alten DDR-Bürgers“, der Deutschland als arschkriechenden Freund Amerikas begreift und George Bush mit Hitler gleichsetzt, und von dem man bezeichnenderweise nicht weiß, ob er Links- oder Naziwähler ist, obwohl er beides sein könnte. Selbst wenn man als Zuschauer spürt, dass Wichmann das eine oder andere mal anders denkt als sein ressentimentgeladenes Gegenüber, so ist doch auffällig, wie sehr er die Auseinandersetzung mit der Ausländerfeindin oder dem bekennden Nazi scheut, der wie selbstverständlich sein Nazi-Tattoo zeigend lauthals in aller Öffentlichkeit verkündet, er sei rechtsradikal – etwas, was so offen nur in der Zone möglich ist.

Der Grund für Wichmanns Nachsicht und seine zur Schau getragene Toleranz ist der vorherrschende Common Sense, an den auch der CDUler, ob er will oder nicht, gebunden ist: Ein Bundestagsdirektkandidat in der Uckermark könnte sich, selbst wenn er wollte, eine Auseinandersetzung oder einen vehementen Einspruch gegen derlei massenhafte autoritäre Befindlichkeiten nur leisten, wenn er im Vorhinein seine manns hohe Wahlniederlage einkalkulieren würde. Darin unterscheidet sich die Situation durch nichts von anderen Orten im Osten.

Vergleicht man jedoch den erfolgreichen CDU-Politiker aus der Uckermark mit dem erfolgreichen politischen Lautsprecher und Verstärker des hässlichen ostdeutschen Menschenverstandes aus Halle, mit Peter Sodann also, dann ist Herr Wichmann von der CDU, der sich im Film zumindest als Leisetreter und Ausbremsler ostdeutscher Befindlichkeiten entpuppt, das bei weitem kleinere Übel gegenüber einem, der verlogen genug ist, seine Popularität als Volkskommissar Ehrlicher darauf aufzubauen, einfach nur das nachzuplappern, was der durchschnittliche Ossi über Gott und die Welt sowieso denkt. Und das eingedenk des Umstandes, dass Leute wie Sodann als gute Deutsche ihre Lügen natürlich nicht aussprechen können, ohne zuvor selbst an sie zu glauben.<sup>7</sup>

**SÖREN PÜNJRER**

#### Anmerkungen:

1 [www.frauenmachenneuelaender.de](http://www.frauenmachenneuelaender.de)

2 Ein mehr als schlechter Scherz ist es deshalb, wenn nicht wenige DDR-Nostalgiker damit ar-

gumentieren, in der DDR hätte es, im Gegensatz zum Westen, nie ein gesellschaftliches Drogenproblem gegeben. Richtig an dieser Aussage ist nur, dass niemand, nicht nur in ZK und Politbüro, ein solches überhaupt sah. Zum Betriebsgeheimnis der DDR gehörte stets die mindestens stille Duldung, ja offene Förderung kollektiver Betäubung durch Alkohol.

„Faustan“ war eine Schmerztablette, die in Verbindung mit Alkohol eine verstärkt berauschende Wirkung verursachte, die einem LSD-Trip zumindest nahe kam. Näheres unter: <http://www.ddr-wissen.de/wiki/ddr.pl?Medikamentenmissbrauch>.

- 3 Adorno hat in seinem Aufsatz „Auf die Frage: was ist deutsch“ auf seine Erfahrung verwiesen, die er in dem Land machte, das in Deutschland als der Hort der kapitalistischen Ellbogenmentalität gilt: „In Amerika aber gedeiht in dem allgegenwärtigen Für anderes, bis ins keep smiling hinein, auch Sympathie, Mitgefühl, Anteilnahme am Los des Schwächeren.“ Zit.n. Stichworte, Kritische Modelle 2, Frankfurt a.M. 1969, S. 108.
- 4 „Es dünkt mich gleichgültig, dass einstweilen noch die kurzsichtigste, vielleicht ehrlichste, jedenfalls lärmendste Art Mensch, die es heute gibt, unsre Herrn Sozialisten, ungefähr das Gegenteil glaubt, hofft, träumt, vor allem schreit und schreibt; man liest ja ihr Zukunftswort ‚freie Gesellschaft‘ bereits auf allen Tischen und Wänden.

Freie Gesellschaft? Ja! Ja! Aber ihr wisst doch, ihr Herren, woraus man die baut? Aus hölzernem Eisen! Aus dem berühmten hölzernen Eisen! Und noch nicht einmal aus hölzernem ...“ Zit.n: Friedrich Nietzsche: Die fröhliche Wissenschaft, Fünftes Buch Nr. 356, Frankfurt a.M. 2000, S. 257.

- 5 Zahlen nach [http://de.wikipedia.org/wiki/Landkreis\\_Uckermark](http://de.wikipedia.org/wiki/Landkreis_Uckermark)
- 6 Zahlen aus: Der Wert der Freiheit, Ergebnisse einer Grundlagenstudie zum Freiheitsverständnis der Deutschen, Oktober/November 2003, Institut für Demoskopie Allensbach
- 7 Um nur ein Beispiel für eine besonders dreiste und beliebte ostdeutsche Lüge zu nennen: Im Dezember 2006 wurde im Innenhof des „Neuen Theaters“ – Peter Sodann war dort bis Ende 2005 Intendant – das Grimmsche Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ als Weihnachtsstück für Kinder aufgeführt. Um seine Bosheit unter Beweis zu stellen, bot einer der Räuber einem Kind aus dem Publikum einen Keks an. Als der Gast diesen freudig annehmen wollte, aß der Räuber vor dessen Augen den Keks auf und begründete sein Handeln folgendermaßen: „Bremen, das liegt im Westen. Und im Westen, da wird nicht geteilt.“ Diese Anekdote verdeutlicht, dass es Sodann sogar über seine Intendantur hinaus gelungen ist, aus dem „Neuen Theater“ tatsächlich ein ostdeutsches Volkstheater zu machen.

te Roche ein Buch über die Intimbereiche einer 18-jährigen geschrieben hätte, sondern Peter Sodann eins über die Hämorrhoiden eines 70-jährigen Meckeropas. Die Behauptung, dass man es gut finde, dass solche „Kacka-Sachen“ mal laut und unverkrampft ausgesprochen werden, würde man dann ganz sicher nicht hören.

**Das Theaterstück als inszenierte Langeweile**  
Die Regisseurin Christin Friedrich, die „Feuchtgebiete“ am „Neuen Theater“ inszenierte, kündigte im Vorfeld an, dass das Stück „tabulos, aber nicht pornografisch“ sein werde. Da allerdings nicht einmal Pornografie wirklich tabuisiert ist – jeder 16-Jährige hat mindestens 20 Gigabyte Pornos auf seinem Computer –, wird die Ankündigung eines „tabulosen“ Stückes zur Farce. Und tatsächlich klingt die folgende Aussage der Regisseurin nicht nach heiklem Stoff, sondern eher nach einer netten Alternative zum Monopoly-Spielen: „Ich habe es [das Buch] mit meiner Tochter und meiner Mutter gelesen und wir haben alle sehr gelacht“.

In einem Stern-Interview verkündet die Regisseurin die Lektüre als „rasend kluge[n] Stoff zu einem gesellschaftlichen Diskurs über die Abwesenheit oder die ziemlich totale Anwesenheit des Körpers. Es ist eine rasante Körperfibel geworden, nahezu ein Volkskundebuch – eine Million Mal gelesen.“ Der „rasend kluge Stoff“ schreit geradezu nach einer Inszenierung. Friedrich entwarf mit sieben Schauspielern, allerlei roter wie brauner Farbe, viel Gematsche und „Stöckchenspiele[n] für Frauenverstehere“ („Bild-Zeitung“) ein Bühnenspiel. Ziel ist laut der Spielleiterin, dass „die Körperreise von Helen Memel erlebbar wird“. Es gehe darum, „zu organisieren, dass man das Erlebnis von Schmerz, von Berührung, von Onanie teilbar [!] macht“. Was auch immer das heißen mag, das Stück kam jedenfalls an. Die „Bild-Zeitung“ zitierte eine 31-jährige Theaterbesucherin, die das Stück „so mutig, so intensiv“ fand. Ein etwas älteres Paar changierte zwischen den mehr oder weniger zusammenhängenden Polen „Ich bin geschockt!“ und: „Es war wunderbar, einfach wunderbar. So intim!“ Das Stück wurde erwartungsgemäß – zumindest beim hallischen Publikum – ein großer Erfolg. Es gab nach der „harmlose[n] Uraufführung“ des Stückes schließlich „viel Applaus für die Schmutz-Madonna und ihre Mitbesudler“ („Bild-Zeitung“).

Amüsant dagegen muten die Gedanken Cosima Lutz' in der „Welt“ an, die sich mit der, wie sie schreibt, „Arroganz des Hauptstädtlers in die Provinz“ begab, um sich allerlei über Analfissuren und Hämorrhoiden als Theaterperformance anzusehen. Für sie liege daher die Meta-

## DER SKANDAL, DER KEINER WAR. ÜBER „FEUCHTGEBIETE“ UND SABBERNDES PUBLIKUM.

Um mit einem Buch viel Geld zu verdienen, muss man sich schon etwas Besonderes überlegen. Ein bewährtes Rezept ist stets der Bruch angeblicher oder tatsächlicher Tabus, auf diese Weise dürfte die mediale Aufmerksamkeit sicher sein. Politische Tabubrüche sind allerdings eher out. Möllemann ist in Walhalla und Eva Herman arbeitslos. Dass Sex sells, ist zwar noch immer wahr, aber so richtig kann man damit niemanden mehr hinter dem Ofen hervorlocken. „Skandal-Autorin Charlotte Roche“ („Bild-Zeitung“) zeigt, wie es geht. Mit ihrem Roman „Feuchtgebiete“, in dem es um nichts als „Kacka-Sachen“ und „Muschizeugs“ geht, landete sie den großen Coup. Laut „Bild-Zeitung“ ist das Buch „eine Bibel für Eiter- und Muschischleimlecker, für Analsexisten [sic!] mit oder ohne ‚Schokodip‘“. Monatelang hielt sich das Werk auf den ersten Rängen der einschlägigen Bestsellerlisten. Wer im Frühling oder Sommer 2008 seinen Geburtstag feierte, bekam sicher den Roman geschenkt. Jedes Feuilleton im deutschsprachigen Raum lieferte mindestens eine Rezension des Werkes. Die Autorin tourte mit einer gut besuchten Lesereise durchs Land und das hallische „Neue Theater“ setzte den Plot in ein Theaterstück um. Bereits Monate vor der Uraufführung waren sämtliche Vorstellungen restlos ausverkauft.

Die Story ist schnell erzählt und unwichtig. Die 18-jährige Helen liegt wegen einer missglückten Intimirasur im Krankenhaus und verliebt sich in einen Pfleger – Ende der Handlung. Was „Feuchtgebiete“ zum Kassenschlager macht, sind die Monologe, die sich um die The-

men Masturbation, Sex, Sperma, Eiter, Hämorrhoiden und eben „Muschi“ und „Analfissur“ drehen. Je dreckiger das Erzählte ist, umso gieriger dürfte es vom Leser verschlungen werden. Um den Wenigen, die das Buch nicht kennen, zu verdeutlichen, worum sich der Hype dreht, hier einige Leseproben: „Bevor ich so eine Salbe hatte, hab ich mich im Schlaf so feste mit einem Finger am und im Poloch gekratzt, dass ich am nächsten Morgen einen kronkorkengroßen dunkelbraunen Fleck in der Unterhose hatte. So stark war der Juckreiz, so tief der Finger drin.“ Ob es Männer mit ihr ernst meinen, testet Helen mit ihrer Lieblingsstellung: „ich in Doggstellung, also auf allen vieren, Gesicht nach unten, er von hinten kommend Zunge in die Muschi, Nase in den Arsch, da muss man sich geduldig vorarbeiten, weil das Loch ja von dem Gemüse verdeckt wird. Die Stellung heißt ‚Mit-Dem-Gesicht-Gestopft‘“. Sexuelle Themen ließen sich auch erotisch beschreiben. Roches Schreibstil erinnert an 12-Jährige, die sich im Untericht Zettelchen mit allerlei Schweinereien zu schieben. Der Autorin ist eine große Detailtreue wichtig und sie schreibt ganz „unverkrampft“ – wie sie selbst sagt – über Natürliches. Haarklein werden Intimirasur, Herumzupfen und Er tasten des Anus' beschrieben. Das literarische der Erzählung beschränkt sich auf eine infantile Beschreibung von Körperteilen, die einen an anderen Menschen nicht wirklich interessieren. Der besondere „Reiz“ ist hier natürlich die Protagonistin, die qua Geschlecht und Alter die Leser zu Phantasien einlädt. Man stelle sich vor, dass nicht Charlot-



pher von der Reise zum „Arsch der Welt“ nahe. Wie recht sie hat! Lutz war auch die Einzige, die das Spielchen der Regisseurin durchschaute. Ihr Fazit: „Alles ein bisschen verrückt! Kreativ-Kindergeburtstag! Mit Farbe und Blättern und Dreck und Herumtoben und lautem Durcheinanderreden!“

#### Warum aber der Hype?

Was ist nun das Interessante an einem Buch, das u.a. „von Eiter und einer prall gefüllten Wundwasserblase, die aus dem Poloch raushängt“, erzählt? Der Inhalt bietet jedenfalls keinen Tabubruch oder Skandal. Ein Skandal ist erst einer, wenn jemand etwas skandalisiert. Dies blieb im Fall des Roche-Buches aus. Nicht einmal die Kirchen protestierten massenhaft gegen „Unsitte“ und „Unmoral“. Das Buch, das immer wieder als „umstritten“ bezeichnet wird, ist es an keiner Stelle. Alle, die „Feuchtgebiete“ den Stempel Skandal aufdrückten, taten dies eher wohlwollend und rechtfertigend. Der Inhalt wurde zwar vielfach als „eklig“ bezeichnet, der Autorin aber gleichzeitig stets „Mut“ bescheinigt. Sogar eine stockkonservative Provinzzeitung wie die „Augsburger Allgemeine“, die nicht unbedingt für ihren offenen Umgang mit Sexualität bekannt ist, konnte ihre Finger nicht von Helen lassen und interviewte Roche. Welche Bedürfnisse erfüllte der so überaus erfolgreiche Roman?

Sein Inhalt wirkt wie zugeschnitten auf ein männliches Publikum, das sich geifernd die diversen Körperöffnungen der 18-jährigen Protagonistin vorstellt. 50-jährige LKW-Fahrer, die sonst weniger als Leseratten bekannt sind, wurden nun Freunde der Belletristik. Auch Frauen dürften das Buch kaum aus literarischem Interesse gelesen haben, als vielmehr aus einer Mischung aus Infantilität, Schlüpfirgigkeit und Verklemmtheit. Jeder, der mal bei einer Betriebsfeier von Krankenschwestern – gleich welchen Alters – im Bowlingcenter zugegen war, kennt pubertären und fäkalen Humor weiblicher Provenienz. Gerade die Älteren haben häufig weder Scham noch Ekelgrenzen. Humor ist schließlich die gesellschaftsfähigste Form von Anal- und Genitalfixierung, die auch gern und häufig gepflegt wird. Schlüpfirgige Bemerkungen und sexuelle Anspielungen sind bei weitem nicht auf Kinder und Pubertierende begrenzt. Die immer wieder gern zitierte Redewendung „je öller, je doller“ bringt das Ausmaß dieser Widerwärtigkeit – unbeabsichtigt treffend – auf den Punkt. Dass ältere Männer gerne einmal triebhaft und übergriffig sind, weiß fast jede junge Frau. Doch auch Frauengruppen in Saunen sind meist nicht minder distanz- und schamlos als ihre männlichen Konterparts.

#### Die Befreiung der Sexualität

Sex ist schon längst kein Tabu mehr, sondern in den Alltag integriert. Roches Erfolg dürfte letztlich darauf zurückzuführen sein, dass das Erzählte gerade kein Skandal ist, sondern genau das ist, was die breite Masse lesen, hören und sehen möchte. Triebe müssen nicht mehr, wie vor 100 Jahren, repressiv unterdrückt werden. Die „sexuelle Revolution“, die die Studentenbewegung in den 60ern und 70ern tatsächlich durchsetzte, führte zu einem weniger verkrampften und offeneren Umgang mit Sexualität in der Öffentlichkeit. Auch die Funktion der Familie war großen Veränderungen unterworfen. Für den Vater, der für die Produktion entbehrlich wurde, gingen die ökonomischen und gesellschaftlichen Umbrüche mit einem Bedeutungsverlust in der Familie einher. Er war nicht mehr der starke Familienpatriarch, der von seinen Kindern autoritär Triebverzicht verlangen konnte: Weder konnten sie einsehen, wofür das gut sein sollte, noch hatte der Vater die Macht dazu in den eigenen vier Wänden. Er, der sich zwar immer noch als der Hausherr aufführte, war innerhalb der Familie nun nicht mehr der Mittler der Gesellschaft; er war vielmehr zur Karikatur seiner vergangenen Rolle geworden. Eine Witzfigur, die meckernd vorm Fernseher sitzt und die keiner ernst nimmt. Der Ödipus-Konflikt kann folglich nicht mehr in der Art und Weise zustande kommen, wie Freud ihn beschrieben hat. Die in der Vergangenheit abverlangte Verinnerlichung der Triebunterdrückung, durch die sich ein autonomes Über-Ich überhaupt erst entwickeln konnte, gibt es nicht mehr. Die Menschen werden weniger durch das eigene Gewissen geleitet sondern eher von außen. Marcuse schrieb 1967 im „Veralten der Psychoanalyse“ über diese Entwicklung: „Die Sexualmoral ist in hohem Maße liberalisiert worden; außerdem wird Sexualität als kommerzieller Anreiz, gesellschaftlicher Aktivposten und Statussymbol propagiert“. Die Triebunterdrückung hinterließ beim Einzelnen Wunden, hatte aber eine Sprengkraft zur Folge, die es nun nicht mehr in dieser Form gibt.

Die Befreiung der Sexualität ist eine neue Stufe der Befriedung des Subjektes in der kapitalistischen Welt. Die autoritäre Einschränkung der Sexualität in früheren Zeiten, so Marcuse, „legte Zeugnis ab von der Tiefe des Konflikts zwischen Individuum und Gesellschaft, das heißt von dem Ausmaß, in dem Freiheit unterdrückt war.“ Nun wird diese Repression selbst verdrängt: „die Gesellschaft hat nicht die individuelle Freiheit erweitert, sondern ihre Kontrolle über das Individuum. Und diese Zunahme sozialer Kontrolle wird nicht durch Terror, sondern durch die mehr oder we-

niger nützliche Produktivität und Leistungsfähigkeit des gesellschaftlichen Apparats erreicht“ (Marcuse). Für diese Entwicklung war die 68er-Bewegung mit ihrem Ruf nach sexueller Befreiung zwar nicht die Ursache; sie beschleunigte aber diesen Prozess, der eben nicht zu einer Emanzipation führte. Der Erfolg des Romans und die Reaktionen die er nach sich zog sind also Ausdruck einer Entwicklung, die Sexualität zunehmend aus dem Verborgenen reißt. Das Neue am Phänomen Roche ist nicht der offene bzw. öffentliche Umgang mit Sexualität, sondern die Fixierung auf Körperstellen und -flüssigkeiten, die sonst eher wenig detailliert ausgeschlachtet werden. Die letzte Privatsphäre und der letzte Rest von Scham gehen zugunsten eines öffentlichen Zugriffs auf Körperregionen abhanden. Das Verlangen nach solcher Lektüre ist, wie man an Roches Erfolg sehen kann, riesengroß. Dass eine infantile Regression nicht nur bei sexuellen Themen zu beobachten ist, weiß man spätestens seit dem Erfolg des Kinderliedes „Schnappi, das kleine Krokodil“. In der gesellschaftlichen Wahrnehmung von „Feuchtgebiete“ amalgamieren kindisches Verhalten und der Ausverkauf des Körpers. Folgerichtig faselt ein Autoren-Trio im „Stern“ in dem Artikel „Die Totenkönigin von Muschiland“ (April 2008) von einem „Super-Girl im Pipi-Kaka-Land“, damit haben sie wohl den Infantilitäts-Vogel abgeschossen.

ANDREAS RESCHKE

## „DIESE BEHAUPTUNG IST BARER UNSINN“

*Am 7. Januar 2005 verbrannte Oury Jalloh, der vor dem Bürgerkrieg in Sierra Leone in die Bundesrepublik geflohen war, in einem Polizeigefängnis im benachbarten Dessau. Dabei war er an Händen und Füßen gefesselt. (siehe Bonjour Tristesse 2/2007) Der Prozess gegen zwei Polizisten, die wegen gefährlicher Körperverletzung mit Todesfolge und fahrlässiger Tötung angeklagt waren, endete am 8. Dezember des vergangenen Jahres mit einem Freispruch. Wir sprachen vor diesem Hintergrund mit Steffen Andersch. Er ist Projektleiter des „Mobilen Beratungsteams gegen Rechtsextremismus in Anhalt“ („Projekt Gegenpart“) und war in dieser Funktion an fast allen der 59 Verhandlungstage als Prozessbeobachter vor Ort.*

**Am 8. Dezember 2008 wurden die beiden angeklagten Polizisten freigesprochen. Wie wurde das Urteil begründet?**

Die Begründung dürfte in der bundesrepublikanischen Justizgeschichte relativ einmalig sein, vor allem wenn man sich

vor Augen hält, dass hier Polizisten vor Gericht standen. Der Vorsitzende Richter Manfred Steinhoff hat unmissverständlich erklärt, dass ein rechtsstaatliches Verfahren in der Hauptverhandlung nicht möglich war. Er hat verkündet, dass die Beamten ausschließlich aus formalen und nicht etwa aus inhaltlichen Gründen freigesprochen wurden. Für das Scheitern des Prozesses machte der Kammervorsitzende das Aussageverhalten zahlreicher Polizisten vor Gericht verantwortlich. Diese hätten gelogen und gemauert und damit letztlich die Aufklärung der Geschehnisse vom 7. Januar 2005 unmöglich gemacht. Schon während des Prozesses ist dem Richter deshalb mehrmals der Kragen geplatzt, sprach er doch davon, dass solche Beamte im Polizeidienst nichts mehr zu suchen hätten. In der Urteilsverkündung am 8. Dezember 2008 resümierte Steinhoff zudem verbittert, dass diese Polizisten damit dem Justizsystem und dem Land Sachsen-Anhalt erheblich geschadet hätten. Alles in allem ziemlich starke Worte, die mich in ihrer Deutlichkeit schon überrascht haben.

**Hier muss ich noch mal nachfragen: In einem antirassistischen Flugblatt wird nämlich behauptet, Gericht, Staatsanwaltschaft und Verteidigung hätten in diesem Prozess zusammengearbeitet, um den Tathergang zu vertuschen. Sie waren an fast allen Prozesstagen vor Ort. Diese Aussagen decken sich also in keiner Weise mit Ihren Beobachtungen?**

Die Behauptung in diesem Flugblatt ist barer Unsinn und wohl eher Ausdruck einer getrübbten Realitätswahrnehmung. Außerdem kommt hier das Unvermögen zum Vorschein, komplexe Sachzusammenhänge – und das war der Fall Jalloh und der Prozess sicherlich – differenziert zu betrachten und nicht gleich ideologiebehaftet mit einfachen Erklärungen zur Hand zu sein. Hier bricht sich offensichtlich eine diffuse Verschwörungstheorie Bahn, nach der Exekutive und Judikative prinzipiell vertuschen und verschleiern würden. Vieles kann und muss man an dem Prozess kritisieren, beispielsweise dass es über zwei Jahre gedauert hat, bis er überhaupt begonnen hat, und dass die Hauptverhandlung wohl nur wegen des öffentlichen Druckszenarios zu Stande kam. Das Krisenmanagement der Polizei und der Staatsanwaltschaft war katastrophal. Erst nach entsprechenden Presseberichten rückten diese Institutionen scheinbar mit Fakten raus. So zum Beispiel mit der Tatsache, dass Oury Jalloh zum Todeszeitpunkt an Händen und Füßen gefesselt war.

Wer der Staatsanwaltschaft und dem Gericht aber mangelndes Aufklärungsinteresse unterstellt, hat den Prozess

entweder nur selektiv verfolgt oder für sich schon vor Beginn der Verhandlung beschlossen, dass das Ganze eine Farce sei. Immerhin war der Prozess mit 59 Verhandlungstagen einer der aufwendigsten in der Justizgeschichte Sachsen-Anhalts. Es gab zahlreiche medizinische Gutachten, Bewegungs- und Nachbrandversuche und Expertisen von anderen Sachverständigen. Das gesamte Setting, vor allem die lügenden Beamten, haben eine Aufklärung verhindert. Letztlich kann der bürgerliche Rechtsstaat nur in einem eng abgesteckten Terrain agieren und hat ja auch eindeutig eine gesellschaftliche Vermittlungsfunktion. Das haben wohl viele Leute, vor allem traditionelle Linke, immer noch nicht begriffen.

**Wenn sich der Vorsitzende Richter so über das Mauern der Zeugen empört hat: Was hat er getan, um die Lügen der Zeugen und der Angeklagten zu unterbinden? Hat er alle Rechtsmittel ausgeschöpft?**

Trotz seiner verbal ziemlich heftigen Polizeischelte hat Steinhoff den Rahmen des juristisch Machbaren bei weitem nicht ausgeschöpft. So hätte er die Beamten, die augenscheinlich vor Gericht gelogen haben, schon während der Hauptverhandlung stärker unter Druck setzen können. Beispielsweise, indem er parallel Strafverfahren wegen Falschaussagen forciert hätte. Die Staatsanwaltschaft hat dieses Vorgehen aus prozessstrategischen Gründen jedoch abgelehnt. Vor dem Spiegel der politischen Brisanz des Falles, sieht eine harte Linie wohl anders aus. Aber letztlich, so mein Eindruck, standen das Gericht und die Staatsanwaltschaft der Mauer des Schweigens ziemlich hilflos gegenüber. Der Richter hat das durchaus als persönlichen Affront empfunden. Ein adäquates Mittel, um aus diesem Dilemma herauszukommen, wollte oder konnte er jedoch nicht finden.

**Nun verweisen antirassistische Initiativen immer wieder darauf, dass in derselben Zelle, in der Oury Jalloh verbrannte, bereits vorher ein Mann gestorben war. Der Diensthabende war einer der beiden Polizisten, die auch im Fall Oury Jalloh angeklagt waren. Was ist damals passiert, und wie hat das Gericht auf diese merkwürdige Häufung von Todesfällen reagiert?**

Es ist tatsächlich so, dass vor einigen Jahren schon einmal ein Mensch im Gewahrsamstrakt des Dessauer Polizeireviere verstorben ist. Der stark alkoholisierte Mario Bichtemann wurde im November 2002 ins Revier verbracht und war wenige Stunden später tot. Auch an diesem Tag hatte der Hauptangeklagte Andreas S. Dienst. Die Gewahrsamstauglichkeit wurde damals von dem Polizeiarzt attestiert, der auch bei Oury Jalloh

die Arrestierungsfähigkeit bescheinigt hatte. Der Nebenklage war es nach anfänglichen Widerständen des Gerichts gelungen, Teilaspekte dieses Falles in die Oury-Jalloh-Hauptverhandlung einzuführen. Vor allem deshalb, um mehr über die Dienstbeflissenheit und etwaige Verfehlungen des Hauptangeklagten zu erfahren. Die Ermittlungen gegen Andreas S. wurden damals eingestellt, obwohl der Verlauf zeigte, dass er als verantwortlicher Dienstgruppenleiter nicht dafür gesorgt hatte, dass die regelmäßigen Kontrollgänge, wie in der Gewahrsamsordnung vorgeschrieben, alle 30 Minuten durchzuführen sind. Letztlich war Bichtemann mehrere Stunden in der Zelle unbeobachtet und starb schließlich in diesem Zeitraum. Der Arzt wurde ebenfalls nicht belangt, weil Bichtemann an einer inneren Schädelverletzung verstorben sein soll, die er mit der vorgeschriebenen Untersuchungsprozedur nicht hätte erkennen können. Skandalös ist jedoch zweifellos, dass das nach Abschluss des Strafverfahrens gegen Andreas S. eröffnete dienstrechtliche Verfahren nach mehr als fünf Jahren immer noch nicht abgeschlossen ist. Somit wurde der Dienstgruppenleiter für den augenscheinlichen Verstoß gegen die Gewahrsamsordnung bis heute nicht sanktioniert.

Der Jalloh-Prozess hat abseits solcher persönlichen Verfehlungen aber noch ganz andere, strukturelle Defizite aufgezeigt, ermöglichte er doch erstmals einen tiefen Blick in das Innenleben eines Polizeireviere. Wenn man das operative und organisatorische Unvermögen sieht, mit dem die Beamten in Dessau agierten, überkommen einen beklemmende Gefühle. Schließlich kann gerade von der Polizei erwartet werden, dass sie die körperliche Unversehrtheit der ihr anvertrauten Personen gewährleistet. Wenn es aber Beamte in der Leitstelle gibt, die an ihren Arbeitsgeräten nicht ausgebildet wurden und nie eine Einweisung für das technische Equipment in der Zentrale bekommen haben, kann man schon an der Funktionsfähigkeit dieses Apparats zweifeln. Brandmeldeanlagen, die nicht vorschriftsmäßig abgenommen wurden, fehlende Hinweise auf Feuerlöscher und keine optische Überwachung von stark alkoholisierten Menschen runden das erschütternde Bild ab.

**Sie haben im Laufe des Prozesses den Unmut von antirassistischen Initiativen und Migrantenorganisationen auf sich gezogen. Die Anwälte von Oury Jallohs Vater, der als Nebenkläger auftrat, wurden von dieser Seite ebenfalls vehement kritisiert. Warum? Anfänglich war es so, dass unterschiedlichste Akteure den Beginn des Prozesses begrüßt haben. Schließlich war es als Erfolg zu werten, dass überhaupt eine**

Hauptverhandlung gegen Polizeibeamte eröffnet wurde. Ein Vorgang, der durchaus Seltenheitscharakter trägt. Im Laufe des Verfahrens haben sich die Positionen von antirassistischen Gruppen und Teilen der afrikanischen Community aber zusehends radikalisiert. Nun wurde der juristische Aufklärungsversuch als „Scheinprozess“ bezeichnet und vor allem eine These präferiert, die in der Parole „Oury Jalloh – das war Mord!“ mündete. Wäre diese Theorie von den Initiativen als politische Meinungsäußerung transportiert worden, hätte es sicherlich keinen großen Dissens gegeben. Aber die Gruppen gingen dann verstärkt dazu über, diese unbewiesene Behauptung als objektive Wahrheit zu behandeln. Im nächsten Schritt warfen sie all denen vor, die sich ihrer Meinung nicht anschließen wollten oder konnten, eine Aufklärung des Falls zu behindern. Alle, die nicht mit in den „Das-war-Mord“-Chor einstimmt, galten von nun an als verlängerter Arm des Gerichts. In dieses Feindschema wurde dann auch die Dessauer Prozessbeobachtergruppe einsortiert. Das ging soweit, dass Leute, die maßgeblich am Zustandekommen des Prozesses beteiligt waren und die Teilnahme der Mutter Oury Jallohs an der Verhandlungseröffnung ermöglicht hatten, verbal angegriffen und verunglimpft wurden. Später wurde versucht, die Nebenklage zur Aufgabe des Mandates zu bewegen, weil diese angeblich im Prozess nicht offensiv genug aufgetreten sei und die falschen Fragen gestellt hätte. Zweifellos hat die Staatsanwaltschaft mit der vorzeitigen und ausschließlichen Festlegung auf die Unfallthese, also die These, dass Oury Jalloh mit einem Feuerzeug seine Matratze selbst entzündet hat, andere Verhandlungsstränge erschwert. Gleichwohl hat die Nebenklage mehrmals plausibel dargestellt, dass sie nicht in der Lage war, eine andere These zu formulieren, die auch justizierbar gewesen wäre. Für antirassistische Gruppen scheint dagegen klar zu sein, dass es sich nur um einen Mord gehandelt haben kann. Belegen können sie ihre Behauptung freilich nicht. Auch die Hauptverhandlung hat trotz intensiver Nachfragen durch die Opferanwälte keine Indizien für ein mögliches aktives Tun Dritter zu Tage fördern können. Vielleicht habe ich auch einfach zu wenig Phantasie, um mir vorzustellen, was an jenem Tag passiert sein könnte, doch das wäre auch pure Spekulation.

Die Dessauer Prozessbeobachtergruppe hat von Anfang klar gestellt, dass ihre Begleitung des Verfahrens einen dokumentarischen Anspruch hat. Ich denke, wir haben da auch neue Standards gesetzt. Immerhin haben wir umfänglich und tagesaktuell von den einzelnen Prozesstagen berichtet. Die Resonanz

war dabei riesig. Diese festgelegte Konzeption hat uns natürlich nicht daran gehindert, den Prozessverlauf zu interpretieren. Auch wir haben immer wieder gesagt, dass der Fall Momente von strukturellem Rassismus aufweist. Wir haben gefordert, dass die Falschaussagen von Polizisten strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen und der Polizeiapparat in Sachen interkulturelle Kompetenzen einen erheblichen Fort- und Weiterbildungsbedarf aufweist. Dass der Prozess letztlich gescheitert ist und am Ende kein wirkliches Ergebnis steht, wird wohl auch zukünftig wildeste Spekulationen und Verschwörungstheorien befördern. Dafür sind allein die Polizisten verantwortlich, die hier so schamlos gelogen haben. Mit dem aggressiv vorgebrachten Mordpostulat hat sich die Antirassismus-Szene jedenfalls kein Gefallen getan. Als erstzunehmender Akteur im Diskurs um den Feuertod Oury Jallohs hat sie sich damit disqualifiziert.

**Sie haben in einem Vorgespräch erklärt, dass antirassistische Initiativen wie die „Antirassistische Initiative“ (ARI) aus Berlin die Migranten, die den Prozess besuchten, gegen das Vorgehen der Polizei und letztlich auch das Urteil protestiert haben, instrumentalisiert haben. Worin bestand diese Instrumentalisierung?**

Vor allem in unsäglichen Vergleichen, in denen der tragische Tod Oury Jallohs mit der Shoa gleichgesetzt wurde. Auf mehreren Demonstrationen trugen so Teilnehmer ein Transparent, auf dem der Fall mit dem deutschen Konzentrationslager Dachau in eine direkte Verbindung gebracht wurde. In einem Redebeitrag wurde der Polizeiarzt mit KZ-Ärzten verglichen. Wir haben frühzeitig versucht, mit den Gruppen darüber in einen kritischen Austausch zu treten. Dazu hatten wir in einem wirklich sehr moderat verfassten Positionspapier unsere Gesprächsbereitschaft signalisiert. Eine Reaktion oder Antwort ist bis heute ausgeblieben. Im Vorfeld einer Konferenz im Januar 2008 in Dessau haben uns dann Vertreter der afrikanischen Community zu verstehen gegeben, dass wir doch nicht so auf dieser Holocaustrelativierung herumreiten sollen. Schließlich sei dies eine „eurozentristische Sichtweise“, die vor allem die von Europäern verantwortete grausame Kolonialgeschichte in Afrika nicht berücksichtigen würde. Eine wirkliche Debatte kam also nicht zu Stande, und inzwischen haben wir den Versuch aufgegeben.

## The same procedure ... as every day.

### Wahnsinn, Kuriositäten und Erfreuliches aus der Provinz.

#### » WIE IM MUTTERLEIB

Die Tendenz zur Selbstzerstörung, die der bürgerlichen Gesellschaft innewohnt, ist stets gegen das Leben gerichtet. Dies zeigt sich auch im Hass auf die Schulmedizin, der sich in seinen naturheilkundlichen Ausprägungen gegen Schutzimpfungen wendet und Antibiotika als Teufelswerk verdammt. Dass dieses Ressentiment keine Randerscheinung darstellt, beweisen nicht zuletzt die aktuellen Debatten zu Patientenverfügungen und die damit verbundene Ablehnung lebenserhaltender intensivmedizinischer Maßnahmen, die als „Apparatemedizin“ denunziert werden.

Ein schillerndes Beispiel für die Selbstverachtung, die in der Feindschaft zur modernen Medizin enthalten ist, liefert die Januarausgabe des hallischen Stadtmagazins „Frizz“. Autorin Juliane Sesse beklagt dort allen Ernstes: „Die heutige Welt, zumindest die westliche, ist modern, technisiert und auf jede Sicherheit bedacht. Scheinbar nichts wird mehr dem Zufall überlassen. Das gilt auch immer mehr fürs Kinderkriegen.“ Auf die Idee, dass im Interesse der Sicherheit von Müttern und Neugeborenen nur zu begrüßen ist, dass bei Geburten nichts dem Zufall überlassen wird, scheint sie dabei nicht zu kommen. Der offensichtliche Zusammenhang von moderner, „technisierter“ Geburtsmedizin und fallender Sterberate bei Neugeborenen und Wöchnerinnen kommt ihr ebenso wenig in den Sinn. Wohlwollend berichtet Sesse in ihrem Artikel von Rita und Ben, einem hallischen Hippiepaar, dessen Tochter im frühen Winter zur Welt kam. Rita habe sich nach eigener Aussage „ganz bewusst für eine Hausgeburt entschieden“. Zum allgemeinen Verständnis muss an dieser Stelle erwähnt werden, dass das Wort Hausgeburt in diesem Fall einen Euphemismus sondergleichen darstellt. Denn der Nachwuchs stellte sich an einem Ort ein, der weder über Wände aus Beton oder Mauerwerk, noch über fließendes Wasser und Strom verfügt. Nicht einmal genügend Licht war vorhanden, so dass die Hebamme auf die Hilfe einer „eigens angeschafften Stirnlampe“ angewiesen war, um ihren Job ausführen zu können. Das Kind wurde an einem Ort geboren, zu dem sich selbst das miserable Obdach eines Bauwagenbewohners wie ein Hort der Behaglichkeit und des Luxus annimmt. Die Rede ist von einer Jurte, jener stickigen und düsteren Zeltbehauung also, in der mongolische Nomaden traditionsgemäß ihr Dasein fristen.

Eben jene Jurte, die Ben selbstverständlich selbst gebaut hat, ist für ihn und Rita Ort der Verheißung und Erfüllung ihrer regressiven Sehnsüchte. Ben, der laut „Frizz“ bereits mehrfacher Vater ist – wahrscheinlich gelten ihm auch Verhütungsmittel als Teufelszeug



–, fühlte sich bei der Geburt seines jüngsten Kindes sogar wie in Muttis Schoß: „Die anderen Geburten waren vollkommen anders. Bei dieser hatte man das Gefühl, dass man in der Jurte selbst wie in einem Mutterleib voller Ruhe und Stille gewesen ist.“ Rita hingegen dachte wohl eher an Mutti Natur, als sie ihr Kind im Nomadenzelt zur Welt brachte: „Die Geburt in der Jurte war so ursprünglich. Gleichzeitig konnte ich ganz auf meine Gefühle hören – fern von aller Technik und Kontrolliertheit.“

Der Wunsch, seinen Nachwuchs „fern von aller Technik und Kontrolliertheit“ auf die Welt zu bringen, offenbart nicht nur einen Selbsthass, der den eigenen Tod in Kauf nimmt. Er beinhaltet vor allem die Verachtung des eigenen Nachwuchses – denn schließlich billigt man ja, dass im Falle unvorhergesehener Komplikationen das Leben des Kindes auf dem Spiel steht. Eine Gefahr, die sich selbstverständlich im Krankenhaus auf ein Minimum reduzieren ließe.

Dass es mit der Achtung vor dem Leben ihres Nachwuchses bei Rita und Ben nicht allzu gut bestellt ist, lässt sich allerdings auch an etwas anderem festmachen. Das Pärchen entschied sich, seiner Tochter einen Namen zu geben, der ihr das Leben zur Hölle machen wird. Die Redaktion der *Bonjour Tristesse* wünscht daher Tindomerel – ja, sie heißt tatsächlich so – alles Gute für die Zukunft und hofft, dass der Hohn und der Spott, der sich im Kindergarten und auf dem Schulhof über sie ergießen wird, keine allzu tiefen Narben hinterlässt. Wir hoffen auch, dass sich das zuständige Jugendamt kulant zeigt und wegen seelischer Grausamkeit die Kosten für Tindomerels Namensänderung übernimmt.

#### » DAS PROBLEM HEISST IMMER NOCH MÜGELN

Nachdem der Bürgermeister des sächsischen Kaffs Mügeln, Gotthard Deuse (FDP), bereits im vorletzten Jahr von sich reden machte, glänzte er vor kurzem erneut durch Aussagen, mit denen er seinem Namen anscheinend einen Platz im Duden Synonymwörterbuch – Stichwort „dummdreist“ – sichern möchte. Seine ersten Bewerbungsveruche zur Aufnahme in das Kompendium unternahm er bereits 2007, als er den pogromartigen Überfall eines Mobs auf eine Gruppe von Indern bagatellierte, die Kritik an seiner Person als Verschwörung westdeutscher Medien halluzinierte (*Bonjour Tristesse* 3/2007) und zu allem Überfluss im *Naziblatt* „Junge Freiheit“ verkündete, er sei stolz, Deutscher zu sein.

Anfang März hatte Deuse erneut die Gelegenheit zu beweisen, was aus ihm denkt. Wieder waren zwei Inder tätlich angegriffen worden, eines der Opfer musste sich im Krankenhaus wegen einer zertrümmerten Nase ärztlich behandeln lassen. Dies ist seit 2007 bereits der dritte, bekannte Überfall. Wie „Spiegel-Online“ berichtete, hatte es bereits im Vorfeld einen Angriff auf die Pizzeria, in die sich die Gejagten 2007 glücklicherweise retten konnten, gegeben. Dabei wurde ein Angestellter des Imbisses zusammengeschlagen. Wie beim ersten Angriff übte sich Deuse auch Anfang März wieder im Relativieren. Ausländerhass sei als Motiv für

die Überfälle auszuschließen, denn er wisse, dass bei der letzten Attacke „keine fremdenfeindlichen Äußerungen gefallen“ seien. (Woher eigentlich?) Auch beim vorherigen Überfall gäbe es keine Hinweise auf ein fremdenfeindliches Motiv, denn der zusammengeschlagene Angestellte der Pizzeria „war ja ein Deutscher“.

Dass die Betreiber der Pizzeria seit fast zwei Jahren ihres Lebens nicht mehr sicher sein können, scheint Deuse gar nicht erst wahrnehmen zu wollen. Stattdessen übte er sich erneut im Abwehren möglicher Kritik seitens der Medien: „Da wird ja wieder so vieles aufgebauscht.“ Mit der permanenten Bedrohung müssen die Opfer nach Deuses Ansicht wohl leben: „Dass es gewalttätige Jugendliche gibt, ist doch nicht nur in Mügeln der Fall. Das gibt es doch in allen Städten.“ Komisch nur, dass bisher keiner dieser Jugendlichen auf die Idee gekommen ist, Deuse die verdiente Prügel anzubieten.

#### » DER IGNORIERTER NAZIAUFMARSCH

Als am 16. Januar 200 Menschen eine antisemitische Demonstration mit dem Motto „Stoppt den Völkermord in Gaza“ veranstalteten, regte sich in der hallischen Linken keinerlei Protest. Im Kulturprojekt „Reilstraße 78“ gab es keine konspirativen „Vorbereitungstreffen“, die Berufsantifas des „Miteinander e.V.“ ließen ihre Kontakte zur Polizei und ins Rathaus ungenutzt, und die Trommelgruppe, die sonst jede Kameradschaftskundgebung mit ihrem Krachzeugs beglückte, blieb ebenfalls zuhause. Auch im Stadtrat, der sich sonst für keine „Bunt-statt-braun“-Veranstaltung zu blöd ist, sah man ebenfalls keinen Handlungsbedarf. Was all diese Antifaschisten am 16. Januar davon abhielt, antifaschistisch zu sein, war der Umstand, dass nicht die NPD oder die Kameraden vom „Nationalen Beobachter Halle“ zum Aufmarsch geladen hatten, sondern die migrantischen Volkstumsvereine „Das Arabische Haus/El-Bait El-Arabi e.V.“ und das „Islamische Kulturcenter“. Gerade an diesem Tag hätten die sonst so Mutigen und Couragierten tatsächlich Mut und Courage beweisen und sich nicht nur einem antisemitischen Mob entgegenstellen, sondern auch gegen den antizionistischen Mainstream von „tagesschau.de“ bis zur „Süddeutschen Zeitung“ anstinken können. Doch wenn das arabische und nicht das braune Haus gegen Juden hetzt und das Ganze auch noch „Israelkritik“ nennt, verbirgt sich in den Augen der hallischen Linken dahinter offenbar nur eine kulturelle Eigenart, die es zu verstehen gelte. Unglaublich dämliche Transparente mit Aussagen wie „Israel = Völkermord = Faschismus“, wie sie auf der Demonstration mitgeführt wurden, Bilder von toten Kindern oder Kinder, die dazu missbraucht wurden, Fahnen und in Leichentücher eingewickelte Baby-Leichen-Attrappen umherzutragen, bereiten ihnen zwar gelegentlich die berühmten „Bauchschmerzen“. Über körperliches Unbehagen geht ihre Reaktion allerdings nicht hinaus. Man sei zwar „irgendwie“ mit Israel solidarisch, so ist seit Jahren in den einschlägigen WG-Küchen zu hören, wie man dort aber gegen die Palästinenser vorgehe, sei nun aber wirklich sehr schlimm. „Irgendwie“ könne man deren Wut ja auch nachvollziehen. Wenn Ara-

ber, Türken und deutsche Nazis, die in kleiner Zahl offenbar ebenfalls an der Demonstration teilnahmen, gegen den „Kindermörder Israel“ wettern, dürfen sie also durchaus auf das Verständnis einer Linken zählen, die den Juden übel nimmt, dass sie sich nicht mehr zu Opfern machen lassen wollen, derer man an den einschlägigen Gedenktagen feierlich gedenken kann – dass sie sich also gegen den permanenten Beschuss mit Raketen, die gern als „selbstgebastelt“ verniedlicht wurden, zur Wehr setzen.

Unbehelligt von Protesten, Straßenblockaden oder der „Clowns Army“ (siehe *Bonjour Tristesse* 1/2008) liefen also 200 Israelfaschisten durch die hallische Innenstadt und riefen etwas von einer „israelischen Killermaschine gegen Frauen und Kinder“. Lediglich 20 Antifaschisten, die kurzfristig von diesem tatsächlich unheimlichen Aufmarsch erfahren hatten, fanden sich zusammen, um mit Israelfaschisten zu protestieren. Aus berechtigter Angst um ihre körperliche Unversehrtheit machten sie allerdings einen Rückzieher. Die in geringer Anzahl anwesende Polizei wäre kaum dazu in der Lage gewesen – sofern sie dazu überhaupt willens gewesen wäre –, den aufgepeitschten Mob aufzuhalten. Die lauten „Allahu-akbar“-Rufe („Allah ist größer“) und das aggressive Gebaren der zahlreichen jung-männlichen Hamas- und Hisbollah-Freunde machten nur allzu deutlich, worum es den Demonstranten ging.

Nachtrag: Auch die örtliche „Deutsch-Israelische Gesellschaft“ (DIG) tat wieder einmal nichts um ihren Vereinsnamen zu recht fertigen. Sie hütete sich davor, die Notwendigkeit der israelischen Selbstverteidigungsmaßnahmen gegen die 200 Israelfaschisten auf dem Marktplatz und ihre offenen und heimlichen Sympathisanten zu betonen. Stattdessen verweist sie gern auf ihre Spendenkampagne für Rollstühle für palästinensische Kinder. Nun ist den gehbehinderten Kindern der Westbank und des Gaza-Streifens selbstverständlich jede Verbesserung ihres Lebens zu wünschen. Dass sich die DIG dazu entschieden hat, palästinensische Kinder und nicht die israelischen Kinder von Sderot zu unterstützen, scheint dabei jedoch weniger auf der Überlegung zu basieren, dass das israelische Gesundheitssystem besser ausgebaut ist als das palästinensische. Immerhin ist auch die Krankenfürsorge Kambodschas, Ghanas oder Indonesiens weitaus schlechter als die israelische, ohne dass die DIG Geld in diese Länder transferiert. Die Sammelaktion erscheint vor diesem Hintergrund vielmehr als Versuch, beste deutsche Gesinnung zu demonstrieren. Schließlich betrachtet man den Konflikt genauso „ausgewogen“ wie seine Landsleute – und weiß dementsprechend, dass die eigentlichen Opfer des Konflikts immer die Palästinenser sein müssen.

#### » MAGDEBURGER BARBAREN, TEIL 2

Am Freitag, den 11. Januar, sammelten sich in der Magdeburger Innenstadt etwa 40 Personen, um die Solidarität der Völker mit dem palästinensischen Kampf gegen Juden Ausdruck zu verleihen. Unter ihnen befanden sich Linksradikale, denen trotz des nasskalten Wetters feierlich zumute war. Sie hatten an diesem Tag eine Solidarisierung erfahren, um die sie sonst erfolglos buhlen; darüber

hinaus eine Solidarisierung der besonderen Art. Es war kein Bündnis mit der von ihnen als „bürgerlich“ verkannten und verachteten „Bevölkerung“, sondern Unterstützung vom Übervolk schlechthin, den Palästinensern.

Durch diese Solidarisierung der Gleichen im Widerstand gegen Hochmut und Individualität fühlten sich die anwesenden Linken so hoch geehrt und so tief betroffen, dass sie in einen Taumel verfielen, unter dem auch ihre Wahrnehmung zu leiden hatte. So wurden aus 40 Teilnehmern 80 und aus den anwesenden autochthonen Linken wurden „mehrere Spektren“, so als ob man sich nicht gegen den gemeinsamen Feind Israel einig wäre. Der Taumel steigerte sich, als in der Nähe Leute auftauchten, die mit einem Transparent zeigten, dass sie dem Aufmarsch nicht wohlgesonnen waren. In diesen Befürwortern der Selbstverteidigung des jüdischen Staates witterten jene Antisemiten die Kindermörder, die sie sonst in den Bürgern des jüdischen Staates erblickten. Ein besonders berauschter Linksradikaler sah sich deswegen zur handgreiflichen Notwehr genötigt, wie dereinst seine Vorväter gegen den Itzig und versuchte das Transparent seinen Trägern gewaltsam zu entreißen. Dessen Aufschrift „Free Gaza from Hamas“ unterstellte allerdings den anwesenden Linken und Palästinensern, dass es ihnen um individuelle Freiheit und nicht etwa um die Freiheit des Volkes zum Judenmord gehe. Die Palästinenser reagierten deshalb in Gegensatz zu ihren linksdeutschen Unterstützern eher spöttelnd auf ihre Gegner.

Wenig später erschien die Magdeburger Polizei, die sofort ein Gewaltpotential erkannte, welches von den fünf Befürwortern des israelischen Krieges ausging. Die Beamten wollten zwar keine Sympathie bekunden mit den antiisraelischen Kundgebungsteilnehmern, aber sie wussten mit unhinterfragbarer Gewissheit, dass diese vor Hamasfeindlichen Provokationen geschützt werden müssen. So wurde angesichts der aggressiven Linken und Palästinenser nicht etwa die Bereitschaftspolizei alarmiert. Die Staatsbeamten meinten, dass nicht gegen den antisemitischen Mob, sondern seine antifaschistischen Gegner vorgegangen werden müsse, und erteilten Platzverweise. Die linken Feinde Israels dürften schwer beglückt gewesen sein: Erst solidarisieren sich Palästinenser mit ihnen und dann auch noch deutsche Polizisten. Nun brach sich der Taumel in entsetzten Brandreden freie Bahn, in denen Israel als „Schlächter der Zivilbevölkerung“ zum Abschuss freigegeben wurden, der antisemitische Terror der Hamas als Lüge der Presse bezeichnet wurde und also die Opfer dieses Terrors als Fehlwahrnehmung ein zweites Mal entmensch wurden – so, wie jeder Nazi das tut, wenn er Auschwitz leugnet. Die Linken klatschten Beifall so sie nicht selbst hetzten; die Polizei sah nichts als Ordnung, wie sie es bei jedem national-sozialistischen Aufmarsch tut, hörte nichts als Ruhe, wie bei jeder menschelnden Kundgebung für die Grabesstille, die sich über die grelle und verderbte Zivilisation legen soll, und verstand nichts außer dem Ruf nach Frieden, den sie jederzeit im Bündnis mit völkischen Linken gegen Freunde Israels durchzusetzen bereit ist.

## » DIE BUNTE LANDESHAUPTSTADT

Am 17. Januar mobilisierte die Stadt Magdeburg mit einer „Meile der Demokratie“ gegen den „Missbrauch“ des Gedenkens anlässlich der Bombardierung der Stadt durch die britische Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg. Die etwa 500 Nazis, die angeblich die Entweihung bewirkten, protestierten gegen die vermeintliche Schändung des Gedenkens durch die Stadt. Sie bezeichneten die Ehrerbietung, zu der sie nur sich als fähig erachteten, als „gerechtes und ehrliches Gedenken für die Opfer“. Die Magdeburger widerlegten sie und zeigten, wie so ein völkischer Opferkult auszusehen hat. Sören Herbst, stellvertretender Fraktionsvorsitzender der „Grünen“ im Stadtrat und Vorzeige-Antifaschist sprach auf der Bühne der Stadt dieser aus dem kollektiven Herzen. Er verkündete, was in Magdeburg jeder weiß, nämlich dass in der Bombennacht des 16. Januar 1945 aus England zurückkam, was von deutschem Boden seinen Ausgang genommen hatte: der Vernichtungskrieg also. Die angereisten Nazis, gegen die er sprach, trugen, worum sein Reden kreiste, auf ihren Transparenten: „Alliiertes Bombenholocaust – doch wir vergessen nichts.“ So fand man dieselbe Betroffenheit auf beiden Seiten der Barrikade, welche Antifa und Zivilgesellschaft gemeinsam errichtet hatten, obwohl sie sich doch hassten. Das Schweigen der Lämmer vor der städtischen Bühne, als das Grauen der Bombennächte dort in Worten gemalt und dazu aufgerufen wurde, der „alتهrwürdigen“ Stadt „auf ewig“ zu gedenken, war das gleiche wie jenes der braunen Kameraden, die ganz genauso deklamierten: „Wir werden niemals vergessen“.

Das wurden sie dann auch nicht. Zuerst war da eine Antifa, die in Stadtfeld ihrer Solidarität gegen Juden und andere Volksfeinde Ausdruck verlieh, als sie der Palästinafahne zujubelte, bevor sie sich als militanter Arm der Zivilgesellschaft dieser zugesellte. Mit einer solchen Speerspitze tat der in Aktion tretende Mob alles, um die Hoffnung der Nazis, nicht vergessen zu werden, in Erfüllung gehen zu lassen. Was in Magdeburg-Stadtfeld einige Nächte zuvor noch als Aufruf zum Nazischlachten plakatiert wurde, hieß jetzt „Augen auf gegen rechte Gewalt“. Diese Parole wurde dem braunen von jenem Opferkollektiv entgegengehalten, das offenbar von Blockwarten träumt und sich hinter das Transparent des „Bündnis gegen Rechts“ stellte. Die Nazis hielten der üblen Verleumdung, dass sie auf Gewalt aus seien, ein Angebot zum Frieden entgegen: „Die Mörder sind noch hier – raus mit den amerikanisch-britischen Besatzertruppen“ und schwiegen. Dies steigerte den Zorn des aufwartenden Mobs aus Stadträten, Heimatschützern und anderen Linken, ist diese Forderung doch ganz die ihre. Ist doch der deutsche Gram der Nazis kein anderer als jener der Besucher der „Meile der Demokratie“, als sie sich vom Stadtrat Jens Ansoerge mit Hetzprosa gegen barbarische Briten, die Menschen in „lebendige Fackeln“ verwandeln, betören ließen; ist ihre Betroffenheit von etwas, von dem sie nicht betroffen sind, doch derselbe dumpfe Dusel wie jener, der Stadtrat Löhre entgegenschlug, als er von der „Niederlage“ faselte und davon, wie das, was da in Schutt

und Asche gelegt wurde, als Phönix aus letzterer wieder aufstieg. Das Schlimme daran war, dass der Mann recht hatte. Gegen die Magdeburger Volksgemeinschaft vermochten offensichtlich nicht einmal die Bomben der Alliierten etwas auszurichten.

Um das Rathaus herum fassten sich in einem infantilen Schutzbedürfnis vor einer halluzinierten, von außen kommenden Gefahr der Bürgermeister, die Stadträte und andere Personen des öffentlichen Lebens an den Händen, um ihr Heiligtum in ohnmächtigem Ringelreiß wie vor einer hereinbrechenden Naturgewalt zu schützen. Und auch an anderen Orten lugte die Faszination des Katastrophischen hervor. Nahe der städtischen Bühne veranstalteten zwei sozialdemokratische Vereine einen Waffelstand für den darhenden Volksgenossen im Kampf um die Ehre der Stadt nach dem Vorbild nationalsozialistischer Suppenküchen. Die „Front Deutscher Äpfel“ stand mampfend in perfekter Mimikry daneben und fühlte sich sehr, sehr antifaschistisch.

Alles war bunt und nicht braun, und dafür wurde gesorgt. Falls jemand in den Verdacht geriet, nicht zuverlässig zum toleranten Opferdeutschen zu taugen, schlug die Elitetruppe der vereinten Schutz- und Trutzgemeinschaft, die Antifa, mit ganzer Härte zu. Unter wüsten Beschimpfungen gegen CDU-Mitglieder, die als „Rassisten“ und „Nazis“ verunglimpft wurden, rissen Antirassisten, nachdem sie im Namen der linken Mehrheit „verpiss Euch!“ gerufen hatten, an deren Stand die Auslagen herunter und demolierten ihn. Dort, wo „Vielfalt und Toleranz“ Ideologie sind, geht es gegen den, an dem das Unbehagen aufscheint, das diejenigen, die von archaischen Kulturen fasziniert sind, nicht kennen dürfen.

Gelauscht wurde am Abend, als man wieder unter sich war, den barbarischen Trommelklängen von Afrikanern, die sich auf der Bühne des evangelischen Kirchenkreises öffentlich auf ihre Wurzeln besannen. Auf der Bühne der Stadt wurde dagegen sehr laute und brutale Musik gespielt, um den anwohnenden Bürgern zu verdeutlichen, dass sie als Magdeburger tolerant zu sein haben.

Die Antifa war hinterher unzufrieden, weil die „Mehrheit“ zu Hause geblieben war. Sie wird erst dann Genugtuung empfinden, wenn der letzte Volksgenosse hinter dem Fernseher hervorgehockt wurde und sich die Einheitsfront zum Sturm gegen die braunen Sündenböcke formiert. Deren Vergehen besteht darin, jene Hetze als Hetze zu betreiben, die am 17. Januar von den städtischen Bühnen Magdeburgs als Prosa schallte.

---

V.i.S.d.P.: P. Finow, An der Magistrale 89,  
06124 Halle (Saale)  
Kontakt: [www.bonjour-tristesse.tk](http://www.bonjour-tristesse.tk)  
[tristesse@freenet.de](mailto:tristesse@freenet.de)

---